

Zum Profil der Gerontologie

Fred Karl & Susanne Zank
(Hrsg.)

Beiträge aus Tagungen der Gesellschaft
für sozial- und verhaltenswissenschaftliche
Gerontologie in der DGGG
2000 - 2002

Universitätsbibliothek Kassel 2002
Kasseler Gerontologische Schriften Band 30

ISBN: 3-89792-090-5 ISSN: 0933-1050

KASSELER GERONTOLOGISCHE SCHRIFTEN

Hrsg. von B. Jansen und F. Karl

Begründet von R. Schmitz-Scherzer, H. Radebold und W. Tokarski

Redaktion: Fred Karl
Universität Kassel
Arnold-Bode-Str. 10
34109 Kassel

Universitätsdruckerei Kassel
(2. Auflage 2004)

Inhaltsverzeichnis

I. Positionsbestimmungen	7
Soziale Gerontologie	
<i>Fred Karl</i>	9
Ökologische Gerontologie	
<i>Hans-Werner Wahl</i>	15
Angewandte Gerontologie	
<i>Clemens Tesch-Römer</i>	21
Psychologie des Alterns	
<i>Ursula Lehr</i>	27
Sozialwissenschaftliche Altersforschung	
<i>Wolfgang Clemens</i>	33
II. Ausbildungsprofile	37
Die Jahrestagung 2001 der Gesellschaft für sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie	
<i>Fred Karl, Susanne Zank</i>	39
Ein Kernprofil der Gerontologie in Studium und Beruf	
<i>DGGG-Arbeitskreis Studiengänge</i>	43
Wissenschaft für welche Praxis?	
<i>Kirsten Aner, Christine Augst, Marion Bär, Birgit Haeser, Cornelia Wienken, Ralf-Hagen Ferner, Susanne Zank</i>	47
Studienreform und Leitdisziplin	
<i>Fred Karl, Christine Augst, Gertrud M. Backes, Gerhard Naegele, Eric Schmitt</i>	57

III. Theorie, Gesellschaft und Politik	67
Modernisierungsbedarf und konzeptionelle Grundorientierungen in der offenen Altenarbeit	
<i>Heike Reggentin, Jürgen Dettbarn-Reggentin</i>	<i>69</i>
Ehrenamtliche Tätigkeit der jungen Alten	
<i>Franz Kolland</i>	<i>79</i>
Übersituative Handlungslogiken und Lebenslagenkonzept	
<i>Kirsten Aner</i>	<i>89</i>

Vorwort

Wie schon die Bände 1, 5 und 6 dokumentiert diese Ausgabe der Kasser Gerontologischen Schriften Vorträge und Statements aus Tagungen der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie und Geriatrie.

In diesem Band sind ausgewählte Beiträge aus den Veranstaltungen der Gesellschaft für sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie (Fachbereich bzw. Sektion III) in der DGGG auf dem 5. Kongress der DGGG in Nürnberg im Jahre 2000, der Jahrestagung des FB III in Kassel im Jahre 2001 und aus der Arbeitsgruppe „Theorie, Gesellschaft, Politik“ auf dem 6. Kongress der DGGG in Dresden im Jahre 2002 zu finden.

Die Herausgeber
September 2002

I.

Positionsbestimmungen

Positionsbestimmungen der sozial- und verhaltenswissenschaftlichen Gerontologie am Beispiel von Schlüsselpublikationen aus neuerer Zeit (DGGG-Kongress Nürnberg 2000*)

* Von den Referentinnen und Referenten des Forums überarbeitet.
Der Beitrag von A. Kruse zur Publikation „Psychosoziale Gerontologie“ (Göttingen 1998) lag leider nicht vor.

Soziale Gerontologie

Fred Karl

Nach Auffassung der Herausgeber des Handbuchs „Soziale Gerontologie“ ist diese die sozialwissenschaftliche Gerontologie (incl. der verhaltenswissenschaftlichen Gerontologie) und nicht auf eine der darin vertretenen Disziplinen zu reduzieren. Von Sozialer Gerontologie war in der Entwicklungsgeschichte der Gerontologie schon immer die Rede, wenn es um die umfassenden sozialwissenschaftlichen Beiträge ging.

Nach Tibbitts (1954) umfasst Soziale Gerontologie sowohl die "behavioral aspects of aging in the individual" als auch "aging as a societal phenomenon", jeweils für sich wie in Wechselwirkung. Die Definition, dass sich Soziale Gerontologie sowohl mit Persönlichkeitsentwicklung und Verhalten älterer Menschen als auch mit Altern als Phänomen der Gesellschaft und sozialen Wandels beschäftigt, vertritt auch Fülgraff (1978) und betont dabei die zu leistende Integrationsaufgabe: "Thus, social gerontology comprises and combines knowledge and methods of several scientific disciplines". Im deutschsprachigen Bereich versteht Rosenmayr (1969; 1976) die "soziale Gerontologie" als einen Überbegriff über Teilgebiete mehrerer sozialwissenschaftlicher Disziplinen mit der Aufgabe, die mannigfaltigen Probleme des höheren Alters "zusammenschauend" vom Standpunkt dieser Einzelwissenschaften aufzugreifen. Seit den 80ern plädiert er für eine Erweiterung in Richtung sozial- und kulturwissenschaftlicher Gerontologie. Für Schmitz-Scherzer & Tews (1985) meint „Soziale Gerontologie“ den Teil der Gerontologie, „der nicht Geriatrie ist“.

Soziale Gerontologie präsentiert sich sowohl in theoretischer als auch in angewandter bzw. praktischer Hinsicht (Karl & Schmitz-Scherzer 1994). Der *Praxisbezug*, dem sich Soziale Gerontologie stellt, erfordert ein solches interdisziplinäres Herangehen, denn die sozialen Realitäten sind in sich multidimensional. Konsequenterweise geht Soziale Gerontologie in ihrem Ansatz dann von konkreten Situationen im Alternsprozess aus und beleuchtet von hier aus sowohl rück- als auch vorausblickend diesen Prozess in allen Facetten. Schliesslich zielt Soziale Gerontologie auf *Grundlagenforschung*, wenn sie sich den übergreifenden grundlegenden

Fragen nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, Bewusstsein und Sein, Entwicklung und Veränderung und der Widerständigkeit sozialer Tatsachen stellt.

Soziale Gerontologie zeichnet auch eine historische Sichtweise auf den Gegenstand und auf die Ergebnisse der Alternswissenschaft aus. Die bisher und aktuell beschriebene Verfasstheit des Alters und Alterns ist keinesfalls generalisierbar und als die endgültige zu verstehen. Auch Denkformen, Ergebnisse und Konstrukte „altern“ und können angesichts veränderter Realität und fortlaufendem Bewusstseinswandel „Ideologie“ werden. Man kann sogar sagen, dass das Alter noch einen wenig ausgestalteten Bereich der menschlichen Zivilisation darstellt, so dass im latenten Potential des Alters und Alterns eine besondere Herausforderung an Wissenschaft und Gesellschaft liegt (Baltes, Baltes 1992). Dabei ist Soziale Gerontologie nicht auf den Wachstumsmarkt des Alters zu beschränken, von ihr sind auch intergenerative Beiträge zur Gestaltung der Generationenbeziehungen zu erwarten.

Die Herausgeber *Jansen, Karl, Radebold & Schmitz-Scherzer* von „*Soziale Gerontologie: Ein Handbuch für Lehre und Praxis*“ haben ein Terrain abgeschritten, das mit folgenden sechs Stichworten (die die Kapitel des Buches benennen) bezeichnet werden kann. Es geht

- um die Selbstreflexion, Selbstvergewisserung und Selbstevaluierung Sozialer Gerontologie in Deutschland, Österreich und in der Schweiz,
- um die Beiträge verschiedenster "Herkunftsdisziplinen",
- um bereits interdisziplinär gebaute und anschlussfähige Anstöße an Soziale Gerontologie,
- um den *Eigensinn* exemplarischer Lebenswelten alternder Menschen,
- um die Differenzierung relevanter professioneller Handlungsfelder,
- sowie um Perspektiven Sozialer Gerontologie.

Die in diesem Handbuch versammelten Texte von *45 Autoren* mussten das Disziplinspektrum eher *erweitern* als verengen. *Multidisziplinäre Brüche* sollten nicht geglättet, sondern als ein Charakteristikum der

gegenwärtigen Gerontologie sichtbar und damit auch fruchtbar gemacht werden. Dies sei exemplarisch am Kapitel "*Disziplinäre Perspektiven*" verdeutlicht: dort war den Autorinnen und Autoren von über 20 Einzeldisziplinen

- Philosophie,
- Sozialanthropologie,
- Alltagsgeschichte,
- Demographie,
- Haushaltswissenschaften,
- Sozialökonomie,
- Sozialpolitik,
- Rechtswissenschaften,
- Sozialmedizin,
- Altersmedizin,
- Gerontopsychiatrie,
- Gerontopsychosomatik,
- Psychoanalyse,
- Psychologie,
- Soziologie,
- Erziehungswissenschaften und Pädagogik,
- Sozialarbeitswissenschaft/ Sozialpädagogik,
- Thanatologie,
- Theologie

die Aufgabe gestellt, die jeweilige Einzelwissenschaft mit ihren Hauptfragestellungen und theoretischen Ansätzen sowie Anwendungsbezügen herauszuarbeiten. Die Autoren lösten diese Aufgabe äusserst unterschiedlich und verdeutlichen damit die Vielfalt an Herangehensweisen zum multidisziplinären Austausch:

- Einige konzentrieren sich auf die Frage nach dem *Blick der eigenen Disziplin auf das Alter(n)* und dem Beitrag *für* eine Soziale Gerontologie.

- Weitere fragen überhaupt zunächst, was den *Disziplincharakter des eigenen Wissenschaftsfeldes (das sich dabei selbst schon als multidisziplinär herausstellt)* ausmacht, um erst danach einen disziplinär multidimensionalen Blick auf Altern und Alter zu richten.
- Andere stellen sich grundsätzlichen Fragen eher weniger; sie argumentieren mit einem problem- und praxisbezogenen "*Versorgungsbedarf*", der sich nun auch im Bereich des Alters zeige.
- Ähnlich ein weiterer Zugang, der pragmatisch von der *zur Verfügung stehenden "Datenbasis" her* den Beitrag für eine multi- und interdisziplinäre Gerontologie begründet.
- Andere diskutieren wieder disziplinär, sie nehmen die Gerontologie als eine eigenständige *Nachbardisziplin* wahr und fragen umgekehrt, warum das *eigene* Gegenstandsgebiet von "*der*" Gerontologie erst so spät entdeckt wird.

So stellt sich in diesem Diskurs Soziale Gerontologie zum einen als ein *wissendes System*, als „neue Disziplin“ dar, das andere Fächer zu gerontologisieren trachtet, soweit sich thematische Bezüge zum Altern ergeben, und nimmt *zum anderen* von den verschiedensten disziplinären Umwelten auch Anstöße, Impulse, Hinterfragungen auf, ist insofern *lernendes System*.

Dies hat auch Konsequenzen für die sozialgerontologische Auffassung vom Zusammenhang von *Grundlagenforschung* und Praxis. Die Wechselbeziehung mit der sog. *Anwendung* sehen die Kasseler Herausgeber viel komplizierter, als sie in den Bemühungen um „*Intervention*“ deutlich wird. Denn die schillernde Begrifflichkeit der „*Intervention*“ („Dazwischen Gehen“) bezeichnet eher ein Eingreifen von einer Seite her und weniger ein dialogisches Aushandeln zwischen Professionellen und ihren verschiedenen Adressaten. Diese Wechselbeziehung zu reflektieren, erfordert auch die Zurkenntnisnahme von entsprechend vorhandenen Ergebnissen der Grundlagenforschung, hier der sozialwissenschaftlichen *Verwendungsforschung*.

Was die integrierende und interdisziplinäre Gesamtsicht auf das Altern betrifft, muss die Gerontologie – so haben die Herausgeber in der Einleitung geschrieben – zwar realistisch zur Kenntnis nehmen, dass Natur-, Technik-, Sozial- und Geisteswissenschaften in einer *hierarchischen Ordnung* gefesselt sind. Doch es besteht keine existentielle Notwendigkeit, diese hierarchische Ordnung mitzuspielen und zu reproduzieren. Gerontologie ist vielmehr auf *Haltungen* wie gleichrangige Kollegialität, *gegenseitige Rezeption*, Dialog zwischen ihren Akteuren angewiesen.

Schliesslich haben die Herausgeber – und dies stellt ein Spezifikum dieses Handbuches dar – für einen solchen Dialog Wissenschaftler und Praktiker, die nicht schon Autoren des Buches waren, eingeladen, *als Kommentatoren* ein Votum zu den zukünftigen Herausforderungen an Soziale Gerontologie abzugeben. Für eine Buchpublikation war dies sicherlich ein ungewohntes Vorgehen, das aber den *Diskurs-Charakter des sozialgerontologischen Projekts* noch einmal betont.

Viele dieser Beitragenden haben darauf hingewiesen, dass die Gerontologie eine junge Disziplin ist, ihre Ergebnisse aber auch schon einem Alternsprozess unterliegen. In der Bücherschwemme zum Altern werden oft immer wieder gleiche Theorien und Ergebnisse wiedergekaut. Die *Soziale Gerontologie und ihr breites disziplinäres Umfeld* hat inzwischen mehr zu bieten. In diesem Handbuch werden innovative und neue Themen aufgegriffen, z.B. zur Verbindung der gerontologischen Perspektive mit Analysen der Geschichte des Körpers, des Wohnens, der Technik – und dabei auch Autoren gewonnen, die sich nicht zur Szene der Gerontologie und DGGG rechnen – aus welchen Gründen auch immer. Es ging es darum, auch solche Kolleginnen und Kollegen einzubeziehen und damit für die Gerontologie zu gewinnen.

Unausweichlich war die Beschäftigung mit den *Zukunftsaufgaben Sozialer Gerontologie*. Mit dem Blick voraus musste interessieren, wie sich vor dem Hintergrund¹

¹ aus dem kommentierenden Beitrag von Ch. Behrend, siehe Perspektivenkapitel im Handbuch Soziale Gerontologie.

- von Globalisierungstendenzen,
- der Durchsetzung neuer Technologien,
- dem Absenken sozialer Sicherungsniveaus,
- von Migrationsbewegungen,
- der vermehrten Unterbrechung von Erwerbsbiographien

künftige Alterungsprozesse vollziehen werden. Auch sollte der auf das eigene Land konzentrierte Blickwinkel erweitert werden auf das Altern in anderen Ländern, wo ökonomische und politische Krisen, auch Krisen im Selbstwertgefühl alternder Kohorten oft *nicht das bestätigen*, was uns im sog. Strukturwandel des Alters schon eherne Gesetze zu sein scheinen, wie eine Verjüngung des Alters und eine stetig steigende Lebenserwartung. So wie das ökologische Thema die Gerontologie erst spät erreicht hat, werden auch die „Grenzen des Wachstums“ in gerontologischen Optimierungsversuchen noch zu selten thematisiert.

Diese Bemerkungen führen auch zu der Frage, in welcher Weise die *Kohortenzugehörigkeit der Forscher* deren Themen und Wahrnehmungsentscheidungen leitet. Die vier Herausgeber des Handbuches gehören drei verschiedenen Generationen (geboren 1958; 1947 und 1936 bzw. 1938) von Gerontologen an, sind auf jeweils spezifische Weise *ihren Weg* von den Einzeldisziplinen der Psychologie, der Medizin, der Soziologie hin zur Sozialen Gerontologie gegangen, ohne dass irgendwann abschliessend ein Endpunkt absehbar ist. Insofern sprechen die Kasseler Herausgeber auch von Sozialer Gerontologie als einem Herstellungsprozess und zukunfts offenem Projekt, an dem in der Wechselwirkung multi- und interdisziplinärer Wissenschaft mit der multidimensionalen Berufspraxis *viele* beteiligt sind. Die Entwicklung der Sozialen Gerontologie vollzieht sich somit vor allem über diesen Charakter eines vielstimmigen, multizentrischen Projekts.

Birgit Jansen, Fred Karl, Hartmut Radebold, Reinhard Schmitz-Scherzer (Hrsg.): **Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis.** Weinheim/Basel: Beltz Verlag 1999, 980 S.

Weitere Literatur beim Autor

Ökologische Gerontologie

Hans-Werner Wahl

Ökologische Gerontologie ist zum einen zu sehen in der Tradition einer von Kurt Lewin und anderen eingebrachten ökopyschologisch orientierten Sicht der „Lebenswelt“, in der eine Beachtung und Analyse der wechselseitigen Beziehungen zwischen Person und räumlich-sozialer Umwelt in Alltagssituationen im Mittelpunkt steht. Erleben und Verhalten im Alter wird wesentlich als Ergebnis dieses „Kräftespiels“ und nicht „nur“ als Ergebnis von „inneren“ Merkmalen wie Persönlichkeitseigenschaften oder chronischen Erkrankungen oder von „äusseren“ alterskorrelierten Ereignissen wie Pensionierung oder Verwitwung angesehen. Zum anderen besitzt die ökologische Perspektive mit ihrer Betonung der Bedeutung von unterschiedlichen Ebenen (Mikro-, Meso-, Makroebene) eine hohe Affinität zur sozialen Gerontologie bzw. zu den Sozialwissenschaften überhaupt. Insofern existieren gerade in der ökologischen Gerontologie besondere Chancen, psychologische mit soziologischen und letztlich gesellschaftlichen Aspekten des Altern zu verbinden. Diese Einsicht führt unmittelbar zu der weiteren Erkenntnis, dass Fragen der Person-Umwelt-Beziehung (im Alter) nur interdisziplinär sinnvoll zu bearbeiten sind. Man könnte gar so weit gehen zu behaupten, dass gerade die Ökologische Gerontologie zu einem „Modellfeld“ für interdisziplinäres Arbeiten in der Gerontologie werden könnte bzw. z.T. bereits geworden ist.

Es ist dennoch die Feststellung wesentlich, dass sich in der Ökologischen Gerontologie in ausreichender Weise auch genuine Fragen aus für sie relevanten „Grunddisziplinen“, etwa der Psychologie (z.B. Untersuchung des Zusammenhangs zwischen Persönlichkeitsaspekten und Wohnentscheidungen auch im Sinne von Entwicklungsoptionen) oder der Soziologie (z.B. Untersuchung der Rolle von Wohnen und von ausserhäuslicher Mobilität als Sozial- und Lebensstilindikator), widerspiegeln. Nur eine solche Vernetzung kann sicherstellen, dass neue auch für

die ökologische Alternsforschung relevante Fragerichtungen, die sich häufig eher in den Einzeldisziplinen herausbilden, in der Ökogerontologie Beachtung finden und gleichzeitig auch in die jeweilige Disziplin zurückwirken. Ein gerontopsychiatrisches Beispiel für das, was gemeint ist, wäre etwa neuere Forschungen zu subklinischen Verlaufsformen dementieller Erkrankungen. So könnte es beispielsweise interessant sein, für solche Verlaufsformen zu untersuchen, welche kompensatorische Rolle hierbei Wohnumwelten spielen, was gleichzeitig Rückschlüsse für die Weiterentwicklung von „Pathologietheorien“ zur Demenz erlauben könnte.

Vor allem in den USA existiert bereits seit langer Zeit eine ausgesprochen ökogerontologische Forschungstradition, die mit den Arbeiten des im Jahre 2001 verstorbenen M. Powell Lawton sowie mit Namen wie beispielsweise Carp, Golant, Kahana, Rowles, Rubinstein, Scheidt, Weisman und Windley verbunden ist. Allerdings ist auch festzustellen, dass dieses in den 70er und 80er Jahren theoretisch und empirisch sehr produktive Feld seit den 90er Jahren in einen nicht mehr ganz befriedigenden Zustand geraten ist („languishing state“, Parmelee und Lawton, 1990, S. 483), der sich vor allem darin ausdrückt, dass es konzeptuell wie empirisch zu einer gewissen Stagnation gekommen ist und damit auch die Anerkennung des Felds in der gerontologischen Gemeinde gelitten hat (Wahl, 2001; Wahl & Weisman, 2002).

Dennoch hat die ökologische Gerontologie gerade heute und erst recht morgen einen substantiellen Platz in der sozial- und verhaltenswissenschaftlichen Gerontologie verdient, wie in Deutschland vor allem Saup (1993) und Wahl (1992) argumentiert haben. Eine wesentliche Überlegung hierbei ist jene, dass sich nicht zuletzt auch in den Wohnformen von Älteren, in ihren diversen Relationen zur „Aussenwelt“ (z.B. Formen der ausserhäuslichen Mobilität) sowie im Bereich der „neuen“ Umwelt „neuer Technologien“ wie Internet und „intelligentem“ Wohnen auch Kohorten Aspekte und Kohortenveränderungen ausdrücken, die in bedeutsamer Weise mit der Zukunft des Alterns zusammenhängen.

Die wesentlichste Strategie dieses Forschungs- und Anwendungsfeld voranzubringen sehe ich darin, sich in ganzheitlicher Weise auf die aus

meiner Sicht wesentlichsten Bereiche und Herausforderungen der ökologischen Gerontologie zu konzentrieren (siehe auch www.dzfa.uni-heidelberg.de/asoeg). Dies sind auf der einen Seite personseitige Kompetenzen und Einbußen mit unmittelbaren, positiven wie negativen Auswirkungen auf die Person-Umwelt-Passung. Ein Beispiel für solche positiven Auswirkungen wären etwa die ausdauernden, informierten und zielgerichteten Bemühungen eines älteren Menschen, seine Wohnumwelt so anzupassen, dass ein möglichst langes Wohnen-Bleiben („Aging in Place“) selbst im Falle schwerwiegender Erkrankungen wahrscheinlich bleibt. Lawton spricht in diesem Zusammenhang seit 1985 von „Proaktivität“. Prototypisch für Kompetenzverluste mit negativen Auswirkungen auf die Person-Umwelt-Passung untersuchen wir in unseren Forschungsarbeiten alterskorrelierte Sehenschränkungen („Low vision“). Auf der anderen Seite geht es umweltseitig um die Forschungsthemen Wohnen, Umzug, ausserhäusliche Mobilität und Technologien. Dabei ist es klar, dass es in ökogerontologischen Arbeiten darauf ankommt, die hilfreiche Akzentuierung von eher personseitigen und eher umweltseitigen Fragestellungen konzeptuell wie empirisch zu verschränken. Entscheidend ist ferner, die genannten Bereiche jeweils in objektiver (z.B. „objektive“ Wohnaspekte und ihre Wechselwirkung mit „objektiven“ Kompetenzen auf Seiten der Person) wie subjektiver Weise (prototypische Fragen: Was bedeutet Wohnen für Ältere?“ Was bedeutet ausserhäusliche Mobilität für Ältere?“ Was sind Ängste und Befürchtungen von Älteren in Bezug auf die neuen Technologien?) anzugehen. Auch hier sind allerdings letztlich Verschränkungen notwendig.

Eine weitere „alte“ Differenzierung von weiterhin hoher Aktualität, die traditionell in der Sozialen Gerontologie in den 60er und 70er Jahren des letzten Jahrhunderts in Deutschland relativ viel Beachtung gefunden hatte, dann aber auch wieder ein Stück „vergessen“ wurde, ist in der Gegenüberstellung von Altern in ländlichen versus urbanen Regionen zu sehen. Diese Differenzierung ist in vielerlei Hinsicht für die oben skizzierten Forschungsthemen wesentlich, z.B. im Sinne unterschiedlicher Opportunitätsstrukturen in Bezug auf ausserhäusliche Mobilität.

Entscheidend ist ferner, ökogerontologisch orientierte Forschungsthemen zunehmend auch im europäischen Vergleich zu bearbeiten. Hierzu bietet das in Deutschland bislang leider noch zu wenig genutzte Förderinstrument der Forschungsrahmenprogramme der Europäischen Kommission eine gute Grundlage. Prototypische Beispiele unserer Arbeit sind das Projekt „MOBILATE“, in dem die ausserhäusliche Mobilität von Älteren in fünf europäischen Ländern (Deutschland / Ost-West, Finnland, Italien, Niederlande und Ungarn) in städtischen und ländlichen Regionen unter Einbezug von sozial-strukturellen, soziologischen und psychologischen Konstrukten untersucht wird (Mollenkopf, Wahl & Oswald, 2000-2002). Ein weiteres Beispiel ist das Projekt „ENABLE-AGE“, in dem wir uns in einer 5-Länder-Studie (Deutschland, Grossbritannien, Lettland, Schweden, Ungarn) ganz auf die Bedeutung des Wohnens für hochaltrige Personen (75 - 90 Jahre) konzentrieren (Oswald, Wahl & Mollenkopf, 2002-2004).

Neben empirischen Forschungsarbeiten erscheint es mir auch sehr wesentlich zu sein, das Feld der Ökologischen Gerontologie noch stärker konzeptuell zu positionieren bzw. integrative Bemühungen voranzutreiben. Ein Versuch hierzu ist das 1999 erschienene Buch „*Alte Menschen in ihrer Umwelt. Beiträge zur ökologischen Gerontologie*“ (hrsg. von Wahl, Mollenkopf & Oswald), das wiederum auf den überarbeiteten Beiträgen einer im November 1998 stattgefundenen Konferenz am Deutschen Zentrum für Altersforschung in Heidelberg beruht. Das Buch will in seiner primären Intention den „Alltag im Alter“ anhand einer Perspektive beleuchten, die Altern vor allem als Wechselspiel zwischen Personeneigenschaften und Umweltgegebenheiten ansieht. Insofern versteht sich das Buch als Beitrag zur Weiterentwicklung der Ökologischen Gerontologie. Vier Aspekte zeichnen dabei den in diesem Buch vertretenen Ansatz in besonderer Weise aus: *Zum einen* wird ein relativ weiter Umweltbegriff favorisiert, der beispielsweise nicht nur die räumlich-soziale Umwelt, sondern auch neue Technologien als wesentlichen Kontext von Altern heute (und morgen) einschliesst. *Zum zweiten* wird eine lebensumspannende Perspektive eingenommen, indem beispielweise auch Ergebnisse zum Wohnen von Jugendlichen eingebracht werden.

Zum dritten wird auf eine interdisziplinäre Sichtweise Wert gelegt; aus diesem Grunde kommen in diesem Buch beispielsweise die Psychologie, die Soziologie, die Haushaltswissenschaft, die Designwissenschaft und die Sozialgeographie zu Wort. *Zum vierten* wird der Versuch unternommen, die Umwelt „drinnen“ (also der Alltag älterer Menschen in den „eigenen vier Wänden“) mit der Umwelt „draussen“ (also der Alltag älterer Menschen ausserhalb der „eigenen vier Wände“) dezidiert zu verknüpfen. Das Buch richtet sich aufgrund seiner interdisziplinären Anlage an Leserinnen und Leser aus den Bereichen Gerontologie, Psychologie, Soziologie, Architektur, Design, Haushaltswissenschaft, Geographie und Ingenieurwissenschaften sowie an alle, die an Fragen des Älterwerdens interessiert und in der Praxis mit der Gestaltung seiner Rahmenbedingungen (z.B. Wohnung, Stadtviertel, Verkehr) befasst sind.

Eine zweite Anstrengung unsererseits, das weite Feld der Ökologischen Gerontologie stärker zu strukturieren und bislang relativ unverbundenen Forschungsthemen und -gruppen stärker miteinander zu vernetzen, stellte die im April 2001 in Heidelberg abgehaltene Konferenz „Aging in the Community: Living Arrangements and Mobility“ dar. Die Beiträge dieser Konferenz werden ebenfalls als Buch publiziert werden (Schaie, Wahl, Mollenkopf & Oswald, in Druck).

Ich denke, dass sich gerade im Bereich der Ökologischen Gerontologie das Spannungsverhältnis zwischen Grundlagenforschung und Anwendungsforschung in der Gerontologie in besonders deutlicher Weise zeigt. Es geht darum, auf der einen Seite empirische Forschungsarbeiten vorzulegen, die zu wesentlichen Fragen der Gerontologie, speziell der sozial- und verhaltenswissenschaftlichen Gerontologie, Beiträge leisten. Prototypische Themenbereiche sind bereits weiter oben beschrieben worden. Insbesondere besteht der Anspruch darin, die oftmals in gerontologischen Forschungsarbeiten nur implizit thematisierte Umwelt älterer Menschen (speziell die räumlich-technische Umwelt) explizit zu adressieren.

Auf der anderen Seite sehen wir allerdings gerade auch in Umweltressourcen (inkl. der neuen Technologien) ein noch längst nicht ausgeschöpftes Potential, das zu einem bestmöglichen Altern im „dritten“ und

„vierten“ Alter beitragen kann. Deshalb betrachten wir es auch als Verpflichtung, die Befunde nicht nur im Rahmen der wissenschaftlichen Gemeinde, sondern auch im kommunal-gesellschaftlichen Kontext zu kommunizieren. Auf diesem Wege kann ökologische Gerontologie ganz konkret dazu beitragen, die Lebensqualität älterer Menschen zu verbessern. Systematische Interventionsstudien wären ein weiteres entscheidendes Mittel, diesen Impuls wesentlich voranzutreiben. Dazu existieren aus unserer Sicht derzeit zumindest in der deutschsprachigen Gerontologie zu wenige Forschungsaktivitäten.

Es ist demnach davon auszugehen, dass sich gerade auch aus Forschungsbefunden der Ökologischen Gerontologie wesentliche Schlussfolgerungen für Praktiker in den unterschiedlichsten Handlungszusammenhängen ergeben (z.B. Sozial- und Verkehrsplaner, Architekten, Designer, Kommunalpolitiker, Wohnungsbaugenossenschaften). Es bedarf allerdings vielfältiger Anstrengungen und Aktivitäten, solche Befunde effektiv und nachhaltig zu kommunizieren. Im „Forschungsalltag“ kommt dieser Aspekt mit Sicherheit oftmals zu kurz. Im Sinne der Dissemination von Einsichten und Ergebnissen ist ferner zu fordern, diese in Aus- und Fortbildungscurricula einzubringen (z.B. von Architekten). Die ausreichende Repräsentation der Ökologischen Gerontologie in gerontologischen Studiengängen ist aus unserer Sicht selbstverständlich und teilweise auch bereits realisiert. Noch nicht genügend genutzt werden aus unserer Sicht die Chancen von (auch) ökogerontologisch informierten interdisziplinären Lehrveranstaltungen nicht nur in gerontologischen Studiengängen, sondern auch im Sinne einer gesellschaftlich brisanten Querschnittsthematik mit Bedeutung für zahlreiche Einzeldisziplinen (z.B. Architektur, Design, Ingenieurwissenschaften).

Hans-Werner Wahl, Heidrun Mollenkopf, Frank Oswald (Hrsg.) (1999). **Alte Menschen in ihrer Umwelt: Beiträge zur ökologischen Gerontologie**. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

Weitere Literatur beim Autor

Angewandte Gerontologie

Clemens Tesch-Römer

Es ist ein alter Menschheitstraum, Altern als gestaltbar oder gar als umkehrbar zu betrachten, wie dies anschaulich im Bild "Der Jungbrunnen" von Lucas Cranach dem Älteren aus dem Jahre 1546 zum Ausdruck kommt. Auch wenn heute auf der einen Seite solche Wunschträume belächelt werden, so ist auf der anderen Seite angesichts der gestiegenen Lebenserwartung die Frage eines guten Alterns äusserst brisant und nur im Kontext gesamtgesellschaftlicher Bedingungen unter Beachtung der Bedürfnisse verschiedenster Gruppen der Gesellschaft sinnvoll zu behandeln. Mittlerweile gibt es ein breites Spektrum von Interventionsoptionen mit gesicherter Grundlage hinsichtlich theoretischer Begründbarkeit und empirischer Bewährung. Allerdings sind auch Grenzen der Intervention anzuerkennen, etwa im Bereich der geriatrischen Rehabilitation bei ausgeprägter somatischer Multimorbidität, bei dementiellen Erkrankungen oder bei lebenslang wirksamen ungünstigen Lebenslagermerkmalen (z.B. niedrige Bildung, lange Phasen der Arbeitslosigkeit im Erwerbsleben, fehlende Alltagskompetenzen). Dieser Hintergrund bildet den Rahmen der Angewandten Gerontologie.

Angewandte Gerontologie wird heute konsenshaft so verstanden, dass eine theoretische und grundlagenwissenschaftliche Fundierung ebenso gefordert ist, wie eine empirische Absicherung. Ein Rationale der angewandten Gerontologie könnte man in den folgenden sechs Schritten konzipieren. Angewandte Gerontologen bzw. "Interventionsagenten" stehen vor praktischen Aufgaben und somit stellt sich *erstens* stets die Frage, was nach dem Stand des verfügbaren Theorie- und Erfahrungswissens überhaupt mit welcher Aussicht auf Erfolg veränderbar erscheint. Entwicklungsrisiken und -chancen des höheren Lebensalters bzw. der lebenslangen Entwicklung, wie sie beispielsweise in Befunden zur kognitiven, sozialen und persönlichkeitsbezogenen Kompetenz zum Ausdruck kommen, sind einzubringen und abzuwägen. *Zum zweiten* ist

eine differenzierte Problem- und Bedingungsanalyse vorzunehmen, wobei Ist-Soll-Diskrepanzen besondere Beachtung verdienen: Liegen solche Diskrepanzen beispielsweise eher auf der individuellen Ebene (zwischen Erstrebtem und Erreichtem) oder kommen sie eher in Nicht-Passungen zwischen Personbedürfnissen und Umweltcharakteristika (z.B. einer fehlender Anbindung der Wohnung an den öffentlichen Personennahverkehr) zum Ausdruck? Solche Überlegungen weisen erneut auf die Vielfalt möglicher Interventionsebenen hin, welche die Person ebenso berühren können wie etwa auch kommunale Planungen. In einem *dritten Schritt* sind Prognosen notwendig, wobei vor allem auch zu fragen ist, welcher Zustand eintreten könnte, wenn nicht interveniert würde. Spätestens an dieser Stelle muss auch die Perspektive einer differentiellen Gerontologie zum Tragen kommen, denn es gilt abzuschätzen, welche Personen mit je unterschiedlichen biographischen Werdegängen sowie personalen und kontextuellen Ressourcen von welchen Interventionen welche Effekte erwarten können. Im *vierten Schritt*, der Begründung von Entwicklungs- und Interventionszielen, kommt die unvermeidliche Ebene der Wertentscheidungen ins Spiel. Handlungsfähigkeit und Wohlbefinden könnten zwei Minimalkriterien solcher Wertentscheidungen sein, jedoch sind im Einzelfall konkrete Ziele in möglichst partnerschaftlicher Weise zwischen "Interventionsagent" und älterem Mensch auszuhandeln. Zieldiskrepanzen sind allerdings nicht selten, an sich gewünschte Ziele mögen nicht erreichbar sein und in nicht wenigen Fällen, vor allem im Falle von kognitiven Einbussen, ist eine rationale Zieldiskussion auch nicht mehr möglich. Entscheidend ist allerdings zumindest die Explikation und Offenlegung solcher Wertentscheidungen - von Professionellen vor älteren Menschen, vor sich selbst, im kollegialen Kontext bzw. auch im Rahmen von Supervisionen. Im *fünften Schritt*, der Begründung von Massnahmen und Entscheidungen für konkrete Interventionsstrategien, sind unterschiedliche Ziel-Mittel-Relationen vor dem Hintergrund der interventionsgerontologischen Befundlage zu prüfen. Diese Befundlage hat sich in den zurückliegenden 20 Jahren deutlich verbessert. So zeigt uns heute eine Reihe von Studien, dass entsprechende Interventionen zu nachhaltigen Veränderungen im Bereich der kogni-

tiven Leistungsfähigkeit, im Bereich der Selbständigkeit und des Sozialverhaltens, im Bereich des subjektiven Wohlbefindens und im Bereich Selbstbild und Kontrollerleben führen. Im *sechsten Schritt* schliesslich, der Evaluation von Massnahmen und Entscheidungen, steht eine intersubjektiv nachvollziehbare empirische Prüfung von Interventionsmassnahmen und -erfolgen im Mittelpunkt. Sicherlich ist ein solches Rationale der angewandten Gerontologie ein Ideal, das in der Regel nur in Teilen ohne Abstriche umsetzbar ist. Dennoch erscheint es uns als Orientierungsrahmen für interventionsgerontologisches Handeln hilfreich.

Angewandte Gerontologie zielt zunächst auf die *Therapie und Rehabilitation* bei bereits eingetretenen signifikanten Kompetenzverlusten im Alter. In *präventiver* Hinsicht lässt sich feststellen, dass entscheidende Risikofaktoren etwa für einen späteren Pflegebedarf bereits in frühen Lebensabschnitten beeinflussbar sind; Beispiele wären das Rauchen sowie das Bewegungs- und Ernährungsverhalten. Aber es ist heute auch bekannt, dass die Einflussnahme auf solche Risikofaktoren auch noch im hohen und sehr hohen Alter messbare positive Effekte und damit einen präventiven Charakter besitzt. Interventionen und Trainings, etwa im Bereich der Kognition oder im Bereich der körperlichen Leistungsfähigkeit, können optimierend in dem Sinne wirken, dass sie vor späteren Leistungsabfällen schützen und damit psychische und somatische Ressourcen und Reserven alter Menschen bewahren helfen. Vielfach sind es weniger die aufgetretenen Probleme selbst, sondern die *Umgangsweisen und Bewältigungsfertigkeiten*, die bei alten Menschen der Verbesserung bedürfen.

Das Buch "*Angewandte Gerontologie in Schlüsselbegriffen*" (Kohlhammer-Verlag, Stuttgart, herausgegeben von *Wahl & Tesch-Römer*) unternimmt den Versuch, eine aktuelle und umfassende Bestandsaufnahme und Diskussion von Fragen, Möglichkeiten und Grenzen einer angewandten Gerontologie vorzulegen. Angewandte Gerontologie geht von der Befundlage der klassischen grundlagenwissenschaftlichen Bereiche und Disziplinen der Gerontologie aus und fragt nach deren Veränderungspotential. Aus diesem Grunde gliedert sich dieses Buch auch nicht ausschliesslich nach Interventionsmassnahmen, wie kognitive

Trainings, Sportinterventionen, Psychotherapie oder Interventionen in Alten- und Pflegeheimen, sondern es geht auch um das Aufzeigen jener Bereiche der gerontologischen Grundlagenforschung, die unmittelbare Anwendungsrelevanz besitzen (z.B. Wohnen, Forschungsbefunde zu sozialen Beziehungen, Aktivität und Einsamkeit im Alter). Das Ziel des Buches besteht aber auch darin, neue und bislang noch kaum in interventionsgerontologischen Kontexten behandelte Aspekte der Gerontologie herauszustellen, so beispielsweise Fragen des Designs und von Technik für Ältere, das Spannungsverhältnis zwischen Pflege und Beruf oder Interventionsaspekte bei älteren Migranten. Das Buch nimmt seinen Ausgang ferner von der Beobachtung, dass alte Menschen wie Professionelle sich einer grossen Zahl von Veränderungsoptionen gegenübersehen. Es nimmt schliesslich auch Bezug darauf, dass die "neuen Alten" von heute und erst recht die Alten von morgen und übermorgen andere Erwartungen an Unterstützung, Hilfe und gesundheitliche Versorgung, aber auch im Hinblick auf "Stimulierung" und "Bedienung" auf einem in Entstehung begriffenen "Silbermarkt" aufweisen, die ernstgenommen werden müssen.

Im ersten Teil des Buches werden theoretische und methodische Grundlagen gelegt. Dieser Teil beginnt mit Kapiteln zu den *Grundlagen gerontologischer Intervention*. Im nächsten Bereich, *Gerontologische Basiskonzepte*, kommen wichtige übergreifende theoretische Ansätze ebenso zum Ausdruck wie das in der angewandten Gerontologie besonders ausgeprägte Spannungsfeld zwischen normalem Altern und Altern in schwierigen somatischen, psychischen oder ökonomischen Lebenssituationen. Abschliessend werden allgemeine und spezielle *methodische Aspekte* der Interventionsgerontologie beleuchtet.

Im folgenden Hauptteil des Buches stehen prototypische Interventionsfelder und -zugänge im Mittelpunkt, wobei soweit wie möglich und sinnvoll auch Bezüge zur gerontologischen Grundlagenforschung dargestellt werden. Der Abschnitt *kognitive Intervention* ist den Ergebnisse der kognitiven und gerontopsychiatrischen Forschung in diesem Bereich gewidmet. Im Abschnitt *Psychotherapie* werden die klassischen Therapieformen hinsichtlich ihres Einsatzes für ältere Menschen dargestellt. In

den Kapiteln des Abschnitts *Soziale Beziehungen und Rollenveränderungen* werden besonders sensible Aspekte und Wandlungen der sozialen Welt im höheren Lebensalter und der entsprechenden Interventionsbedarfe und -formen dargestellt. Im Abschnitt *Aktivitäten* wird ein Bogen von Befunden der Grundlagenforschung bis hin zu sportwissenschaftlich gestützten Interventionen und ehrenamtlicher Aktivität und ihren Konsequenzen gespannt. Im Abschnitt *Ökologische Intervention* geht es um Interventionsmöglichkeiten auf der Ebene der baulich-technischen Umwelten alter Menschen. Die soziale und institutionelle Umwelt als Fokus von Intervention wird sodann im Bereich *gemeindebezogene Intervention* noch einmal anhand einer Darstellung von Zugängen und Anforderungen einer angewandten Gerontologie erweitert.

Es ist selbstverständlich, in einem Buch zur angewandten Gerontologie auch medizinische Zugänge abzuhandeln, was im *Bereich Geriatrie und Rehabilitation* in einer Auswahl von Themen geschieht. In den Kapiteln des dann folgenden Abschnitts wird eine weitere Zugangsebene von Gero-Interventionen bearbeitet, nämlich jene der *Intervention bei Professionellen und Laienhelfern*. Schlüsselbegriffe zur *Prävention* leiten schliesslich über zu einem eher übergreifenden und allgemeineren Bereich, jenem von *Gesellschaft und Politik*, wobei verschiedene Themen von allgemeinen Leitlinien der Seniorenpolitik über die Darstellung der materiellen Sicherung im Alter bis hin zur Bedeutung der Medien für ältere Menschen gesetzt werden.

Im dritten Teil des Buches wird schliesslich im Sinne eines Abschlusskapitels die Zukunft der angewandten Gerontologie fokussiert. Mit seiner Konzeption einer angewandten Gerontologie in Schlüsselbegriffen hat das vorliegende Buch den Anspruch, einen aktuellen, forschungsbezogenen und kurzgefassten Überblick zu geben, der die gesamte Bandbreite von Interventionsformen, -zugängen und -herausforderungen abdeckt. Dieses Buch will dem Leser eine konzise Einführung in ein Maximum an anwendungsrelevanten Aspekten der Gerontologie bieten. Es richtet sich primär an Studentinnen und Studenten gerontologischer Studiengänge, aber auch der Psychologie, Soziologie, Pädagogik, Medizin und Public Health sowie pflegewissenschaftli-

cher Ausbildungen. Ebenso sollen Professionelle in den unterschiedlichsten Bereichen der praktischen Arbeit mit alten Menschen angesprochen werden. Dies erscheint ausserordentlich wichtig, um einen optimistischen Realismus in die angewandte Gerontologie zu tragen: Interventionen, die ältere Menschen unterstützen, sind in grosser Vielfalt vorhanden und können zu einem gelingenden Altwerden beitragen.

Hans-Werner Wahl & Clemens Tesch-Römer (Hrsg.) (2000): *Ange wandte Gerontologie in Schlüsselbegriffen*. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer

Weitere Literatur beim Autor

Psychologie des Alterns

Ursula Lehr

Bereits Mitte der 60er Jahre entstand der von Hans Thomae und Ursula Lehr herausgegebene Reader „Altern - Probleme und Tatsachen“ (Frankfurt/Main, 1968), in dem wir 38 Originalarbeiten – 17 Arbeiten aus dem anglo-amerikanischen Raum) - teils übersetzt und in gekürzter Fassung zusammenstellten (1. Formen des Alternserlebens; 2. Veränderungen der Persönlichkeit; 3. Psychologische Probleme des Berufs und der Berufsaufgabe; 4. Alter und Familie; 5. Lebensziele und Lebensgestaltung). Einleitend haben wir festgestellt: „Das zunehmende Interesse für die sozialen und psychologischen Probleme des Alterns hat ein Bedürfnis nach Information geweckt, das heute nicht in zureichender Weise befriedigt werden kann. Es gibt keine systematische Darstellung der Psychologie oder Soziologie des Alterns, die sowohl dem internationalen Problemstand wie den besonderen Gegebenheiten in Deutschland Rechnung tragen würde. Manchmal erscheint es sogar fraglich, ob eine solche Systematisierung angesichts des gegenwärtigen Standes der Forschung überhaupt schon möglich und berechtigt sei“.

Es war der Verlag Quelle & Meyer, der mich 1970 bei einem Kongress der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie in Nürnberg ansprach und motivierte, eine „Psychologie des Alterns“ zu schreiben. Diese kam als eine der ersten UTB-Bücher 1972 unter dem Titel „Psychologie des Alterns“ heraus.

Es handelt sich um eine kritische Zusammenstellung der bis dahin vorliegenden Literatur (über 80% aus dem anglo-amerikanischen Bereich), die erstmalig in systematischer Form das Defizit-Modell des Alterns widerlegte und zeigte, dass für einen etwaigen Abbau von Fähigkeiten und Fertigkeiten Schulbildung, berufliches Training, stimulierende Umgebung, Gesundheitszustand sowie biographische und motivationale Faktoren von Bedeutung sind. Fragen der Persönlichkeitsveränderung wurden – der damaligen Forschungslage entsprechend, die sich

primär auf Intelligenz, Gedächtnis, Lernen bezog – nur relativ knapp (20 Seiten) angesprochen, während zur Auseinandersetzung mit der Berufssituation, dem Berufsende, zu Veränderungen im Bereich sozialer Kontakte (Disengagement-Theorie) mehr Ergebnisse empirischer Forschung vorlagen.

Die 2., weitgehend unveränderte Auflage erschien 1974, die 3. erweiterte Auflage 1977. Hier wurde die Forderung nach einer Differentiellen Gerontologie stärker als bisher erhoben, die „inter- und intraindividuelle Variabilität der Alternsvorgänge herausgearbeitet und ein neues Kapitel „Altern als soziales Schicksal“ wie auch eines „Altern als ökologisches Problem“ hinzugefügt. Neu war auch das Kapitel, das die Bedingungen für erfolgreiches Altern und Langlebigkeit (Modell) behandelte und schliesslich „Intervention – eine neue Aufgabe“ behandelte. Im Vorwort heisst es: „Grundsätzlich ist der Praxisbezug wissenschaftlicher Forschung durchaus zu unterstreichen, allerdings muss vor voreiliger „Umsetzung in die Praxis“ von methodisch nicht hinreichend abgesicherten Erkenntnissen der Grundlagenforschung gewarnt werden.“

Die 4. Auflage (1979), die 5. Auflage (1984) und die 6. Auflage (1987) erschienen ziemlich unverändert. Eine 7. Auflage wurde 1990 fällig. Da ich selbst zu dieser Zeit als Bundesministerin anderes zu tun hatte und nicht zu einer – inzwischen notwendig gewordenen – Überarbeitung kam, hat Hans Thomae diese übernommen, wobei sein Ziel war, „den ursprünglichen Charakter möglichst zu wahren, auf der anderen Seite aber neue Ansätze und Ergebnisse in Forschung und Theorienbildung in den Text zu integrieren“. Erweiterungen mancher Kapitel, vor allem hinsichtlich der kognitiven Entwicklung und der Persönlichkeitsentwicklung, machten Streichungen in anderen Bereichen (vor allem dort, wo es um historische Überblicke ging, wie z.B. der vielen Modifikationen der Disengagement-Theorie) notwendig. Unsere Studenten stöhnten: man muss bei der Psychologie des Alterns sowohl die 6. als auch die 7. Auflage zur Hand nehmen.

Bei der 8. Auflage, erschienen 1996, versuchte ich, einige der wichtigen Aspekte wieder aufzunehmen und Ergänzungen, vor allem in bezug auf die demographische Entwicklung auch der damals „Neuen Län-

der“ und in bezug auf die Situation älterer Arbeitnehmer hinzuzufügen. Es sollte jedoch ein Taschenbuch bleiben und durfte die 465 Seiten nicht überschreiten.

Ich muss gestehen, sehr unwillig folgte ich der Aufforderung des Verlages, eine 9. Auflage der „Psychologie des Alterns“ vorzubereiten. Eine Überarbeitung kostet eine Menge Zeit und Mühe, die man eigentlich lieber in ein neues Buch stecken würde. Nun, zusammen mit Hans Thomae habe ich mich an eine völlige Neubearbeitung gemacht, ziemlich radikal die herangezogene Literatur, die vor 1985/90 erschienen ist, herausgenommen und durch neue Studien ersetzt.

Die Hauptkapitel des Buches sind:

1. Einleitung
2. Historischer Überblick
3. Demographische Veränderungen der Bevölkerungsstruktur
4. Psychosoziale Theorien des Alterns
5. Funktionsfähigkeit und Kreativität
6. Persönlichkeit und Alter
7. Altern und Gesellschaft
8. Auseinandersetzung mit Sterben und Tod.

Bestätigung fand die in allen früheren Auflagen dieses Buches vertretene Korrektur des Defizit-Modells psychischen Alterns sowie die Hinweise auf eine zunehmende interindividuelle Variabilität psychischer Alternsprozesse, auf „Patterns of Aging“, die inzwischen in verschiedenen Längsschnitt-Studien herausgearbeitet wurden.

Neuere Studien zur Intelligenz, Psychomotorik, Alltagskompetenz, Kreativität werden berichtet; Fragen nach Zusammenhängen zwischen Persönlichkeit und Altern gingen viele Forschungen des letzten Jahrzehnts nach. Auch die Persönlichkeitsdynamik, wie sie sich im Aufbau und Wandel von Erlebnisstrukturen und Überzeugungen über die Welt und das eigene Selbst, von Emotionen und Motivsystemen, zeigt, erfährt eine eingehende Darstellung.

Völlig neu bearbeitet ist der Abschnitt „Alter und Gesellschaft“: Einstellung der Gesellschaft zu Älteren, ältere Arbeitnehmer, familiäre und

ausserfamiliäre Kontakte, sowie die gesellschaftlich geformte Umwelt in Form von Stadt und Land, Wohnung und Wohnumfeld und Institutionen werden behandelt. Stärker in den Vordergrund gerückt ist in den letzten Jahren die Thematik Sterben und Tod; eine gewisse Enttabuisierung ist erfolgt, man spricht und schreibt sehr viel darüber, doch empirische Untersuchungen sind relativ selten.

Noch ein Wort zur Interdisziplinarität, bzw. zur Abgrenzung Psychologie / Soziologie: Wenn Gerontologie, die Lehre vom Altern, wirklich als interdisziplinäre Wissenschaft verstanden werden soll, dann darf sie nicht nur in der Zusammenstellung von Erkenntnissen verschiedener Disziplinen bestehen. In einer Psychologie des Alterns müssen die wichtigsten biologischen, soziologischen und psychologischen Alternstheorien als Grundlage und ständiges Hintergrundwissen präsent sein.

Innerhalb der psychosozialen Gerontologie ist daran zu erinnern, dass wichtige Forschungsansätze aus diesem Bereich aus interdisziplinärer Zusammenarbeit stammen. Dies gilt einmal für gerontologische Längsschnittstudien, aber auch zum Beispiel für die Entstehung von Disengagement- oder Aktivitätstheorie, die aus der Zusammenarbeit von Psychologen und Soziologen hervorging. Die Kontinuitätstheorie stammt zwar von dem Soziologen Atchley, wird von diesem aber vor allem durch psychologische Argumentation (unter Einbeziehung von Erikson) begründet. Das Konzept des „sozialen Netzwerks“ ist von Psychologen wie Antonucci erarbeitet worden, findet aber weit eher in der Alterssoziologie Anwendung. – Die Notwendigkeit einer Kooperation unter psychosozialen Arbeitsansätzen in der Gerontologie kann insbesondere auch bei der Suche nach den Bedingungen bzw. Prädiktoren von „Alterns“veränderungen aufgewiesen werden. Traditionelle Konzepte der sozialen Schicht müssten hier neuen sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen angepasst werden.

Bei einer zusammenfassenden Darstellung der Ergebnisse einer gerontologischen Einzeldisziplin muss daher versucht werden, wichtige Erkenntnisse der Nachbardisziplinen sei es zu integrieren, sei es wenigstens als Anmerkung zu berücksichtigen. So kann sich beispielsweise eine psychologische Darstellung der Probleme des älteren Arbeitnehmers

nicht nur auf die Altersunterschiede beruflicher Leistungsfähigkeit beschränken, sondern muss auch auf ökonomische, politische und soziale Grundlagen einer Berufsarbeit im höheren Erwachsenenalter verweisen. In gleicher Weise muss z.B. eine Darstellung von Ergebnissen über familiäre und ausserfamiliäre Kontakte und Interaktionen die einschlägigen Erkenntnisse der Familiensoziologie über den Wandel der Familie berücksichtigen. Viele psychologische Fragestellungen zum Thema Altern haben verstärkt den objektiven (und subjektiven) Gesundheitszustand mit einzubeziehen – wie umgekehrt die Behandlung geriatrischer Fragen psychologische und soziologische Erkenntnisse nicht ausser acht lassen sollte.

Ursula Lehr: **Psychologie des Alterns**, 9. Auflage völlig neu bearbeitet mit Hans Thomae. Heidelberg-Wiesbaden 2000: Quelle & Meyer

Weitere Literatur bei der Autorin

Sozialwissenschaftliche Altersforschung

Wolfgang Clemens

Das Lehrbuch „*Lebensphase Alter*“ von *Backes & Clemens* ist für die renommierte Reihe „Grundlagentexte Soziologie“ des Juventa-Verlags (Hrsg. Klaus Hurrelmann) geschrieben worden. Nach unserem Verständnis von Soziologie als empirischer Gesellschaftswissenschaft und auf der Basis eines soziologischen Konzepts der Lebenslage orientieren wir uns an einer problembezogenen Sichtweise. Dies verhindert eine inhaltliche Engführung auf „reine“ Konzepte der allgemeinen Soziologie oder auf eine Alter(n)ssoziologie als Spezielle Soziologie. Statt dessen werden vielfältige Bezüge zu den anderen Bereichen der Soziologie – wie Lebenslauf und Biographie, Demographie, Soziologie der Sozialpolitik, Familie, Medizin etc. – hergestellt, ebenso zu anderen, mit Altern und Alter befassten Wissenschaften – vorzugsweise Sozialwissenschaften wie der Sozialpsychologie, der Sozialpolitikwissenschaft, der Ökonomie und der Sozialpädagogik. Insofern hat unsere Publikation ihren Platz innerhalb der sozialwissenschaftlichen Gerontologie, wenn auch der Hauptzugang zum Thema (und dies wird an den vorgestellten theoretischen Ansätzen deutlich) von seiten der Soziologie erfolgt.

Unsere Publikation behandelt nach einer Einführung schwerpunktmässig folgende Themengebiete:

- *Alter und Altern im Lebenslauf*: Historische Entwicklung – die „demographische Revolution“ – soziale Kriterien zur Abgrenzung der Lebensphase Alter – Lebensverlauf, soziale Ungleichheit und Geschlecht – körperliche und psychische Alternsprozesse – Krankheiten im Alter und Todesursachen.
- *Theoretische Alter(n)skonzepte*: soziologische, sozialpsychologische und psychologische Ansätze
- *Lebenslagen und soziale Probleme im Alter*: Einkommen und Armut – Gesundheit, Erkrankungen und Wohlbefinden – Arbeitsformen und

gesellschaftliche Partizipation – Familie, Partnerschaft und Generationenbeziehungen – soziale und Netzwerkbeziehungen – Wohnen im Privathaushalt und Altersheim – abweichendes Verhalten im Alter, Gewalt gegen Ältere – Altern in der Migration

– *Soziale Unterstützung im Alter*: Politik und Sozialpolitik für ältere Menschen – formelle und informelle Unterstützungssysteme – weitere Interventionen und Hilfen bei sozialen und gesundheitlichen Problemlagen – Krankheitsprävention und Beratungsangebote im Alter.

Für die Darstellung des Themas „Lebensphase Alter“ gehen wir von einem unabdingbaren Zusammenhang von Grundlagenforschung und Anwendungsorientierung aus. Dies wird aus dem breiten Raum der Darstellung von Alternstheorien und Ergebnissen der Grundlagenforschung (wie der Berliner Altersstudie oder des Alterssurveys) deutlich. Ausgehend von der Schwerpunktsetzung auf soziologischen Ansätzen werden weitere alternswissenschaftliche Ansätze einbezogen. Zentral ist der Bezug zum Konzept der Lebenslage als soziologisch- sozialpolitikwissenschaftliches Theoriekonzept. „Lebenslage“ wird dabei nicht nur im Sinne Gerhard Weissors als Fokus für „sozial Schwache“ und „sozial Gefährdete“ verstanden, sondern als Gesamtheit objektiver wie auch subjektiver Dimensionen der Lebenslage, die in ihrem Zusammenspiel als jeweils spezifischer Konstitutionsprozess zu verstehen sind. Somit sind Entstehungsbedingungen und Formen vorteilhafter und problematischer Lebenslagen zu analysieren und in ihren Folgen für ältere und alte Menschen zu betrachten. Lebenslagen im Alter sind nach unserem Verständnis Ergebnis lebenslanger sozialer, psychischer und gesundheitlicher Entwicklungen, die allerdings auch durch die Zugehörigkeit zu sozialen Klassen sozialstrukturell geprägt werden und somit auch gesellschaftlich relevant sind.

Die Anwendungsorientierung unserer Publikation dokumentiert sich in den empirischen Ergebnissen zu Lebenslagen und sozialen Problemen älterer und alter Menschen (*Kap. 4*) sowie zur Darstellung sozialer Unterstützungsformen im Alter (*Kap. 5*). Hier wird die Bedeutung sozialer Sicherungssysteme, aber auch von anderen formellen wie informellen Unterstützungssystemen herausgestellt.

Der Interventionsbegriff wird in unserer Publikation als breiter, aber vor allem sozialpolitisch orientierter Begriff im Sinne „sozialer Unterstützung“ bzw. „Hilfen“ (vgl. Kap. 5) in Problemfeldern benutzt, aber auch im Sinne von „sozialen Netzwerken“ verstanden.

Wenn wir eine wissenschaftssystematische Einordnung unserer Publikation (soweit diese überhaupt Sinn macht und notwendig ist) vornehmen sollen, so sehen wir sie primär in der Soziologie und deren – auf Alter und Altern bezogenen – Teilgebieten verortet. Wichtig ist uns gleichzeitig auch eine explizite Verortung in einer Interdisziplinären Gerontologie. Wichtiger als eine konkrete Verortung bzw. enge wissenschaftssystematische Abgrenzung erscheint uns als Leitlinie ein *Gegenstandsbezug*, der auf gesellschaftlichen und individuellen Bedingungen und Erscheinungsformen von Alter und Altern in unserer Gesellschaft gründet. Dies wird u.E. deutlich in der Fundierung unserer Publikation im Konzept der „Lebenslage“, das (leider meist verkürzt verstanden) einen breiten, interdisziplinären Anwendungsbezug präferiert.

Als primäre Bezeichnung des Themenfeldes, mit dem sich unsere Publikation beschäftigt, bevorzugen wir den Begriff „Sozialwissenschaftliche Altersforschung“, weil damit Umfang und Dynamik des Gegenstandsbereichs am besten ausgedrückt und ein Bezug zum Lebenslauf und mittleren Lebensalter als zeitlich angrenzende Phase hergestellt wird. Mit diesem Begriff soll allerdings nicht die Bedeutung der Trias „Theorie – Empirie – Anwendung“ einseitig nur auf Forschung hin eingeeengt werden. Die gegenseitigen Bezüge dieser wissenschaftlichen Teilbereiche sind zu reflektieren und vor allem hinsichtlich eines Fortschreitens zur Gerontologie als interdisziplinäre Wissenschaft zu intensivieren.

Welchen Beitrag kann unsere Publikation zur Professionalisierung der Berufsgruppen in der Gerontologie erbringen? Wir sehen mit unserem Einführungsband u.a. die Möglichkeit, einen Beitrag zur Ausbildung der Berufsgruppen, die sich aus den diversen Diplomstudiengängen im Bereich der Gerontologie ergeben, zu leisten. Die „Professionalisierung“ dieser Berufsgruppen befindet sich u.E. noch im „status nascenti“. Von daher kann mit Lehr- bzw. Einführungsbüchern eine Systeme-

matisierung grundsätzlichen Wissens (schwerpunktmässig aus einer bestimmten fachlichen Richtung: hier vor allem der Soziologie) versucht werden, um eine unverzichtbare disziplinäre Fundierung interdisziplinärer Zugänge und beruflicher Inhalte zu erleichtern und die Berührungspunkte bzw. Bezüge zu anderen disziplinären Beiträgern zur Gerontologie aufzuzeigen.

Wir sehen die sozial- bzw. verhaltenswissenschaftliche Gerontologie auf dem Weg zur Interdisziplinarität, die dazu notwendigen eigenständigen theoretischen und empirischen Konzepte bedürfen allerdings noch einer Fundierung und weiteren Entwicklung. Unsere Publikation soll dazu dienen, sich der soziologischen und darüber hinaus exemplarisch weiteren sozialwissenschaftlichen Beiträge zu Altern und Alter im Überblick themenadäquat und problembezogen zu vergewissern und Bezüge zu anderen – vorzugsweise sozialwissenschaftlichen – Disziplinen herzustellen. Deren Ergebnisse verortet sie in einem komplexeren Ansatz von Lebenslage. Ein Schwerpunkt liegt sicherlich dabei auf der ausführlicheren Darstellung problematischer Lebenslagen und Formen sozialer Unterstützung im Alter, ohne dass wir diese Sicht verabsolutieren. Allgemein ist das Lehrbuch auf die Deskription und Analyse der Lebensphase Alter in ihren individuell unterschiedlichen und sozial ungleichen Dimensionen und Facetten hin ausgerichtet.

Als Zielgruppen der Publikation kommen in Frage: Studierende und Absolventen der Soziologie und anderer Sozialwissenschaften einschl. der Gerontologie, Praktiker aus dem alter(n)swissenschaftlichen Bereich und Interessierte aller Disziplinen, die sich einen Überblick über die Lebensphase Alter verschaffen wollen.

Gertrud M. Backes / Wolfgang Clemens: ***Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung.*** Juventa: Weinheim und München 1998

Weitere Literatur bei den Autoren

II. Ausbildungsprofile

Zur gerontologischen Qualifizierung an deutschen Hochschulen
(Jahrestagung des FB III, Kassel 2001)

Die Jahrestagung 2001 der Gesellschaft für sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie

Fred Karl, Susanne Zank

Am 27. April 2001 fand im Gießhaus der Universität Kassel mit 150 Teilnehmern die Jahrestagung der Gesellschaft für sozial- und verhaltenswissenschaftlichen Gerontologie statt.

Angesichts der derzeitigen Herausforderung an Studiengänge aller Fächer, ihre Ausbildungsinhalte und -standards an internationale Strukturen anschlussfähig zu machen, war es an der Zeit, daß sich auch die gerontologische Fachgesellschaft mit der Thematik der Aus- und Weiterbildung beschäftigte. Besonderes Interesse fand die Jahrestagung des FB III auch bei Absolventen und Studierenden der deutschen Studiengänge und bei ausländischen Fachvertretern, die ähnliche Studiengänge planen (etwa in Österreich).

Im Plenum folgten nach einem Einführungsvortrag zur Internationalisierung der gerontologischen Studienangebote drei Foren aufeinander: Forum 1: Wissenschaft für welche Praxis? Zur gerontologischen Qualifizierung an deutschen Hochschulen. Forum 2: Haben wir / brauchen wir eine Leitdisziplin in der Gerontologie? Forum 3: Angelegenheiten des FB III der DGGG. Die Statements der Referenten und weitere Materialien waren in einer ausführlichen Tagungsmappe dokumentiert.

Die europäische Herausforderung

Dr. *Martha Meyer* (Universität Bremen) regte mit ihrem Eröffnungsvortrag „Studium der Gerontologie in Europa“ dazu an, daß die gerontologischen Studiengänge in Deutschland bei all ihren Bemühungen um ein „Kernprofil des Gerontologen“ nicht die europäischen Dimensionen der Gesundheits-, Alten- und Sozialpolitik aus den Augen verlieren. Sie gab einen Überblick über den von einer EU-Arbeitsgruppe entworfenen „European Master of Gerontology“ (EMG) und stellte vertiefend die EMG-

Module zur Psychogerontologie und Sozialen Gerontologie vor. Die Nachfragen an die Referentin seitens der Tagungsteilnehmer zeigten, daß über diese Entwicklungen ein großes Informationsbedürfnis besteht.

Tagungsleiter Prof. Dr. *Fred Karl* wies darauf hin, daß mit der von der Hochschulrektorenkonferenz und von Wissenschaftsministerien der Bundesländer gewünschten Anpassung an das angloamerikanische System gestufter Abschlüsse, des Bachelor und des Master, sich früher oder später ein Veränderungsdruck für die fünf Aufbaustudiengänge in Erlangen/Nürnberg, Dortmund, Heidelberg, Kassel, Vechta und auch für den Grundständigen Studiengang Gerontologie (Vechta) ergeben wird.

Bilanz der deutschen Studiengänge und Ausbildungsangebote

Unter dem Titel „Wissenschaft für welche Praxis? Zur gerontologischen Qualifizierung an deutschen Hochschulen“ tauschten in einem ersten Forum Vertreter der verschiedenen Studiengänge ihre Erfahrungen und Aktivitäten aus. Bemerkenswert an diesem Forum war, daß neben der Beteiligung einzelner professoraler Fachvertreter die Präsentation vor allem durch Wissenschaftliche Mitarbeiter der Institute und durch Absolventen und Studierende durchgeführt wurde. Die Gestaltung dieses Forums trug auch bei zum besseren Kennenlernen von aktuell Studierenden und Studiengangsabgängern untereinander und wurde von vielen Tagungsbesuchern als Bereicherung für die ansonsten eher als hierarchisch wahrgenommene Kommunikation in den Veranstaltungen der DGGG empfunden.

Dipl. Päd. *Birgit Haeser* (Dortmund) stellte erste Ergebnisse der Evaluation des Dortmunder Weiterbildungsstudiengangs Soziale Gerontologie vor. Dipl.-Psych., Dipl.-Psychogerontologin *Christine Brendebach* (Erlangen) wies in ihrem Beitrag zur Berufsbild-Diskussion im Erlanger Studiengang Psychogerontologie auf die unterschiedlichen Einstiegsqualifikationen und Berufsmotivationen der Studierenden hin. Die Dipl. Gerontologinnen *Marion Bär*, *Monika Axtmann* und *Ilka Weinbrenner* (Heidelberg) berichteten über Aktivitäten von Arbeitsgruppen des Heidelberger Gerontologen-Treffens aus dem Aufbaustudiengang Gerontologie zur Erarbeitung eines Berufsprofils, zum Aufbau einer Job- und

Praktikumsbörse und zur Vernetzung von Absolventen und Studierenden unterschiedlicher gerontologischer Studiengänge. Dipl. Agr.Ing., Dipl. Sozialarb./päd. *Kirsten Aner* (Kassel) veranschaulichte die Berufsfelder der Absolventen des Aufbaustudiengangs Soziale Gerontologie und ordnete die berufspolitischen Aktivitäten in ein handlungssoziologisches Modell ein. Dipl. Päd. Dr. *Cornelia Wienken* (Vechta) berichtete über die Interdisziplinarität der gerontologischen Ausbildungsangebote in Vechta. Einen Einblick über die Aktivitäten der ersten Selbstorganisation von Absolventen (die Alternswissenschaftliche Gesellschaft Vechta e.V.) gab Dipl. Gerontologe *Ralf-Hagen Ferner* (Hannover).

PD Dr. *Susanne Zank* berichtete über das Wahlpflichtfach Gerontologie in der Psychologie-Ausbildung an der FU Berlin und über das Graduiertenkolleg „Psychiatrie und Psychologie des Alters“.

Mehr als 500 Diplom-Gerontologen, Diplom-Psychogerontologen und Diplom-Sozialgerontologen

Aus den Berichten ging hervor, daß in den letzten 15 Jahren jeweils mehr als 150 Studierende der gerontologischen Aufbaustudiengänge in Kassel und Vechta sowie jeweils mehr als 100 Studierende in Erlangen/Nürnberg und Heidelberg mit Erfolg den hochschulspezifischen Abschluß in Gerontologie, Sozialer Gerontologie bzw. Psychogerontologie erreichten. Auch an der Universität Dortmund wurden inzwischen die ersten Diplome in Sozialer Gerontologie erworben.

Diese mehr als 500 diplomierten Gerontologen stellen ein wichtiges Bindeglied zwischen wissenschaftlicher Qualifikation und praktischer beruflicher Tätigkeit in den vielfältigsten Arbeitsfeldern der Arbeit mit und für ältere Menschen dar. Umso wichtiger ist, daß sich dieses Potential auch in der DGGG organisiert und engagiert. Tatsächlich bekundeten auf der Tagung viele Absolventen und Studierende aus allen Standorten mit ihrem Eintrag in eine Liste zur Bildung einer DGGG-Arbeitsgruppe „Absolventen und Studierende“ ihr Interesse, an einem solchen Erfahrungsaustausch teilzunehmen und einen eigenen Beitrag dazu zu leisten, daß das Berufsbild „Gerontologie“ bei den Arbeitge-

bern, der Politik und auch bei der Bundesanstalt für Arbeit gebührende Wahrnehmung und Anerkennung findet.

Zwischen „Leitdisziplin“ und Modularisierung

In dem darauffolgenden zweiten Forum wurde der Faden aus dem Eingangsvortrag von Martha Meyer aufgegriffen: wie reagieren wir auf die Veränderung im Hochschulwesen? Liegt unser Profil in der Vereinheitlichung oder in einer Art Modularisierung? Ausgehend von den Herkunftsdisziplinen als Leitdisziplinen oder nicht?

In der von PD Dr. Susanne Zank moderierten Podiumsdiskussion mit Prof. Dr. Gertrud Backes (Kassel), Dipl.-Psych., Dipl.-Psychogerontologin Christine Brendebach (Erlangen), Prof. Dr. Fred Karl (Kassel), Prof. Dr. Gerhard Naegele (Dortmund), PD Dr. Eric Schmitt (Heidelberg) und Dr. Cornelia Wienken (Vechta) waren die Meinungen hierzu recht unterschiedlich, was die Existenz von „Leitdisziplinen“ bzw. deren Angemessenheit (je nach Fragestellung und Bereich) betrifft. Unbestritten blieb, daß die einzelnen Hochschulstandorte unterschiedliche Prägungen von Einzeldisziplinen erfahren, was auch ihr Profil und ihre Perspektivität ausmacht. Erste Überlegungen zu einer institutsübergreifenden Modularisierung der Ausbildung (und der Übernahme einzelner Module durch die auf dem jeweiligen Gebiet ausgewiesenen Institute) bzw. zur Einrichtung von Master-Studiengängen kamen zur Sprache. Hier taucht die Frage auf, ob diese Master auf vorhandene Studiengänge der Psychologie, Pädagogik etc. spezialisierend aufgesetzt werden oder ob es weiter beim Anspruch der „eigenen Disziplin Gerontologie“ und eines entsprechenden Berufsbildes bleibt.

Insgesamt war man sich einig, daß die vorhandenen Studiengänge stärker miteinander kooperieren sollten. So führen Dortmund und Heidelberg bereits gemeinsame Lehrveranstaltungen durch, wobei bewusst die verschiedenen disziplinären Perspektiven herausgearbeitet und gegenübergestellt werden. Diese Zusammenarbeit wird als ausbaufähig gesehen.

Ein Kernprofil der Gerontologie in Studium und Beruf

DGGG-Arbeitskreis Studiengänge

I.) Einleitung: Zielsetzung, und Aufgaben des vorliegenden Papiers

Mit der Entwicklung eines Kernprofils der Gerontologie in Studium und Beruf wird das Ziel verfolgt, Kernelemente der an den einzelnen Universitäten existierenden gerontologischen Aufbaustudiengänge aufeinander abzustimmen (vgl. die jeweiligen Prüfungs- und Studienordnungen der Studiengänge Dortmund, Erlangen-Nürnberg, Heidelberg, Kassel, Vechta). Die unterschiedlichen Schwerpunkte der jeweiligen Studiengänge werden dabei beachtet. Aus den Ausbildungsprofilen können Elemente eines Kernprofils abgeleitet werden. Denn in den Prüfungs- und Studienordnungen der Aufbaustudiengänge „Gerontologie“ finden sich Gemeinsamkeiten in den grundlegenden Orientierungen (zum Beispiel in bezug auf die Multidisziplinarität oder Interdisziplinarität der Ausbildung sowie in bezug auf die Wechselbeziehungen zwischen Theorie und Praxis) sowie in den Inhalten der Ausbildung (zum Beispiel in bezug auf Disziplinen, die im Lehrangebot berücksichtigt werden sollen).

Dieses Kernprofil soll desweiteren dazu dienen, die wissenschaftlichen und anwendungsbezogenen Kompetenzen eines Gerontologen gegenüber inner- und außeruniversitären Institutionen zu verdeutlichen.

II.) Gerontologie - Versuch einer ausbildungsbezogenen Begriffsklärung

Absolventen der Aufbaustudiengänge Gerontologie sollten über solide Kenntnisse in bezug auf zentrale Theorien, Methoden und Ergebnisse gerontologischer Forschung verfügen. Dabei ist zu beachten, daß gerontologische Forschung zum einen disziplinäre Forschung ist, zum anderen die Integration der Erkenntnisse aus verschiedenen Disziplinen umfaßt. Aus diesem Grunde müssen sich Gerontologen im Kern mit verschiedenartigen Disziplinen beschäftigen und zugleich Erkenntnisse dieser Disziplinen miteinander verbinden können (*multi- oder interdisziplinäre*

Perspektive). Da Studenten der Aufbaustudiengänge aus unterschiedlichen Grunddisziplinen (grundständigen Studiengängen) und/oder beruflichen Tätigkeitsfeldern stammen, ist bei ihnen von *einer spezifischen Sicht des Alter(n)s auszugehen*, die im Sinne einer multi- oder interdisziplinären Ausrichtung der Gerontologie perspektivisch erweitert werden soll. Dabei unterscheiden sich die Aufbaustudiengänge in dem Gewicht, das sie einzelnen Disziplinen zuordnen, so daß es bei der Entwicklung eines gemeinsamen Kernprofils lediglich darum gehen kann, einen *Grundstandard* an Kenntnissen in verschiedenen Disziplinen zu definieren.

Weiter ist neben dieser eher *wissenschaftlich orientierten Perspektive* für die ausbildungsbezogene Definition des Begriffs „Gerontologie“ die *anwendungsorientierte Perspektive* wesentlich. In bezug auf die Qualifikation bedeutet dies, daß Absolventen der Aufbaustudiengänge über fundierte Kenntnisse hinsichtlich der praktischen Anforderungen und Aufgaben verfügen, die sich aus dem Älterwerden des Einzelnen und dem Altern der Gesellschaft insgesamt ergeben. Die diesbezüglichen Kenntnisse beziehen sich auf medizinisch-rehabilitative, psychologische, bildungsbezogene, infrastrukturell-organisatorische, sozialpolitische, ökonomische sowie juristische Aspekte. Auch hier werden die im grundständigen Studium erworbenen Kompetenzen zu einer beruflichen Spezialisierung in einem der genannten Handlungsfelder führen. Dabei ist es auch die Aufgabe des Gerontologen, die durch den Aufbaustudiengang erweiterte Perspektive in das entsprechende berufliche Handlungsfeld zu integrieren.

Die Aufbaustudiengänge „Gerontologie“ verfolgen schließlich das Ziel, *theoretische und anwendungsbezogene Perspektiven miteinander zu verbinden*. Bestandteil aller Studiengänge ist deshalb die Auseinandersetzung mit den Beziehungen zwischen Theorie und Empirie sowie von Theorie und Praxis in den verschiedenen Disziplinen. Die Anforderungen, die aus den verschiedenen beruflichen Tätigkeitsfeldern hervorgehen, sind unter Nutzung von Erkenntnissen der Grundlagen- und Interventionsforschung zu bewältigen. Aus diesem Grunde bildet die wissenschaftliche Orientierung in den Aufbaustudiengängen eine zentrale Vor-

aussetzung für die kompetente Tätigkeit als Gerontologe. Zudem gehört zur Qualifikation als Gerontologe die Fähigkeit, neue (auch zukünftige) Handlungsfelder in der Praxis zu erkennen und - zum Teil auch in Kooperation mit anderen Berufsgruppen - angemessene Konzepte für diese Handlungsfelder zu entwickeln.

III.) Zentrale Elemente eines gerontologischen Studiengangs

Es besteht Einigkeit in bezug auf einen Basisfächerkatalog (A) und in bezug auf methodische Grundfähigkeiten (B). Dabei ist wiederum zu beachten, daß es sich um die Kernbereiche aller Aufbaustudiengänge Gerontologie handelt, die in der Bundesrepublik Deutschland angeboten werden. *Spezialisierungen* der einzelnen Institute sind hier nicht berücksichtigt.

Ad (A): Hierzu zählen Grundlagen der Geriatrie und Gerontopsychiatrie, der Gerontopsychologie, der Gerontosoziologie, der Erwachsenenbildung sowie der Sozialpolitik. Dabei sollen Erkenntnisse aus verschiedenen Disziplinen miteinander in Beziehung gesetzt werden (multidisziplinärer, im Idealfall interdisziplinärer Zugang zu Fragen des Alters). -- Weiter gehört die Vermittlung grundlegender Theorien und Konzepte der Interventionsgerontologie zu den Ausbildungsinhalten, wobei hier Sichtweisen verschiedener Disziplinen ebenso angesprochen sind wie deren *mögliche Integration*.

Ad (B): Die Vermittlung von quantitativen und qualitativen Methoden der empirischen Sozialforschung einschließlich von Methoden der Evaluation wird als bedeutende Ausbildungskomponente gewertet. Diese Kenntnisse sind für die kritische Rezeption von Forschungsergebnissen und praktischen Handlungskonzepten, für die Evaluation eigener beruflicher Tätigkeiten, für die eigene Forschungstätigkeit sowie für die Planung und Bewertung von wissenschaftlich begründeten und reflektierten Praxiskonzepten unerlässlich. Basisfächerkatalog und methodische Kompetenzen beziehen sich auf wissenschaftliche Dimensionen *und* praktische Handlungsfelder. Die praktischen Handlungsfelder sind vor dem Hintergrund der ihnen zugrunde liegenden Konzepte zu untersuchen. Darüberhinaus ist zu fragen, inwieweit gerontologisch noch nicht rezi-

pierte oder neuartige Interventionskonzepte erforderlich und zu erproben sind. Der Aufbaustudiengang „Gerontologie“ sollte auch dazu befähigen, neue, das heißt auch zukünftige praktische Handlungsfelder zu ermitteln und sich ggf. an der Konzeptentwicklung fachlich zu beteiligen. Zur Umsetzung dieser Forderung ist der ausführliche Theorie-Praxis-Transfer im Aufbaustudiengang unerlässlich. Dieser wechselseitige Transfer wird durch kontinuierliche Rückkoppelung zwischen Hochschule und Beruf gefördert.

Diese Überlegungen zu einem Kernprofil wurden 1997/98 von einer Arbeitsgruppe der DGGG erstellt (Andreas Kruse, Gabi Maier, Fred Karl, Birgit Jansen, Wolf D. Oswald, Johanna Myllymäki-Neuhoff, Gerhard Naegele, Monika Reichert, Hans-Werner Wahl).

Wissenschaft für welche Praxis?

*Kirsten Aner, Christine Augst, Marion Bär, Birgit Haeser,
Cornelia Wienken, Ralf-Hagen Ferner, Susanne Zank*

Kirsten Aner (Kassel): *Wissenschaft für welche Praxis – zur beruflichen und fachpolitischen Aktivität der AbsolventInnen und Studierenden*

Die beruflichen Erfahrungen als Rückkopplung von Praxis zur Theorie finden in Kassel auf mehreren Ebenen Eingang:

- Bereits im Studium und in den Lehrveranstaltungen wird eng mit den Berufserfahrungen der postgradualen Studierenden gearbeitet. Die Studierenden führen mit Unterstützung der Lehrenden ein eigenes, überschaubares Forschungsprojekt durch, das an Fragestellungen der Praxis ausgerichtet ist.
- Über das berufsbegleitende Studium hinaus wird der Kontakt gehalten, in Form jährlicher Fortbildungstagen, von Rundbriefen, einer Schriftenreihe (Kasseler Gerontologische Schriften), in denen auch Arbeiten der Absolventen publiziert werden. All dies erfordert eine systematische Kontakt- und Adressenpflege.
- Eine fortlaufende AbsolventInnenstudie zeigt auf, in welcher Form sich deren berufliche Einsatzorte ändern, welche berufliche Mobilität in diesem Arbeitsfeld an den Tag gelegt wird, welche Leitungsfunktionen erreicht werden.

Wissenschaft für welche Praxis? Die Antwort liegt in der Vielfalt und Breite der Tätigkeitsfelder der 170 Diplom-Sozialgerontologen Kasseler Prägung. Sie arbeiten als

- Geschäftsführer von Wohnstiften; Direktor eines Evangelischen Diakonievereins; Geschäftsführer der SocialCallCenter des ASB Bundesverbands; Geschäftsführer von Wohlfahrtsverbänden mit Koordinations- und Vernetzungsaufgaben; Geschäftsführer von stationären Einrichtungen mit angeschlossenen ambulanten Dienst; Leiterin von sog. Servicehäusern mit Kurzzeit- und Tagespflege; Abteilungsleiter

der Fachabteilung Altenhilfe von Wohlfahrtsverbänden; Leiter der Zentralen Koordinierungsstelle für Altenhilfe bei den kommunalen Sozialdiensten einer Großstadt; Geschäftsführerin von Hospiz-Vereinen; Leiterin der Abt. Sozialplanung im Landratsamt; Abteilungsleiter der Leitstelle für Sozialplanung; stellv. Abteilungsleiter beim Kuratorium Deutscher Altershilfe (KDA); Leitung der städtischen Beratungsstelle für ältere Menschen und ihre Angehörigen; Leitung der Gerontopsychiatrischen Tagesklinik in einem Landeskrankenhaus; „Geschäftsfeldmanager“ in der Psychiatrie; Stabsstelle eines Pflegefachberaters in kommunalen Heimen; Leiterin Soziale Dienste beim Deutschen Roten Kreuz; Referatsleitung Ambulante Dienste im Caritas Verband;

- Wissenschaftliche Mitarbeiter von Modellprojekten; Leitung von Fortbildungseinrichtungen und Altenpflegeschulen; Lehrkräfte an Fachhochschulen und Altenpflegeschulen; Studiengangskordinator an einer Fachhochschule;
- Fachreferentin für Altenhilfe bei einem Landesverband der Diakonie; Altenhilfefachberaterin auf Landkreisebene; Koordinatorin und Planerin in einem kommunalen Amt für Altenhilfe; Fachreferentin für Altenhilfe beim Caritasverband einer Diözese; Mitarbeiterin in der Landesleitstelle Älterwerden eines Sozialministeriums;
- Heimleiter bzw. stellvertretende Heimleiter, Qualitätssicherungsbeauftragte; Mitarbeiter im Sozialdienst in Heimen usw.;
- Selbständige: Betreiber von mehreren Alten- und Pflegeheimen in den neuen Bundesländern; Inhaberin eines privaten ambulanten Pflegedienstes; freiberufliche in Fort- und Weiterbildung; freiberufliche Organisations- und Unternehmensberater; Berufsbetreuer; Begutachter beim Medizinischen Dienst der Krankenkassen (MDK);
- Krankenhaussozialdienst, Beratung, Bildungsarbeit mit Älteren, IAV-Stellen, offene Altenarbeit usw.

Nach unserer Auszählung sind 81 Kasseler SozialgerontologInnen (die Noch-Studierenden nicht hinzugerechnet) Mitglied in der DGGG. Wir wissen nicht genau, wie viele Absolventen der anderen Studiengänge in der DGGG organisiert sind, aber nach Durchsicht des Mitgliederver-

zeichnisses der DGGG sind das etwa noch mal so viele. Das *Potential* aller Diplom-Gerontologen, Psychogerontologen, Sozialgerontologen liegt aber weit über diesen Zahlen, ca. *bei 500*. Die Vertreter der Institute tauschen sich heute auf dieser Tagung untereinander aus - auch die Studierenden und Absolventen der verschiedenen Studienorte sollten untereinander kontinuierlich in Kontakt bleiben.

Christine Augst (Erlangen): *Zur Berufsbild-Diskussion im Erlanger Studiengang Psychogerontologie*

Die Diskussion um das Berufsbild der (Psycho-)Gerontologen gewinnt ihre Brisanz zum einen aus den unterschiedlichen Einstiegsqualifikationen und Berufsmotivationen der Studierenden bzw. Absolventen. Hinzu kommt zum anderen das sehr heterogene Arbeitsfeld. So kann das Studium Sprungbrett für klinische, pädagogische oder auch wissenschaftliche Tätigkeiten sein. Ein einheitliches gerontologisches Berufsprofil hat sich bis heute nicht herauskristallisiert und wird der Breite des Einsatzbereiches sicherlich auch nicht gerecht. Diese Vielfalt, wie sie sich auch im Erlanger Studiengang Psychogerontologie zeigt, soll an Hand einiger Daten verdeutlicht werden: Aus welchen Fach- und Berufsbereichen kommen die Studierenden? Welche Arbeitsfelder werden nach dem Diplom angestrebt? Welches sind die Zielgruppen dieser Tätigkeiten?

Ausgehend von dieser Ausgangssituation sollen die konkreten Fragen und Anliegen herausgearbeitet werden, die sich für die Erlanger Studierenden ergeben und die auch im Rahmen von Arbeitsgruppen und Diskussionsforen besprochen werden. Im Mittelpunkt steht dabei v.a. die Frage, wie die Lage auf dem Arbeitsmarkt transparenter gestaltet und verbessert werden kann. Zwei grundlegende Strategien zur Veränderungen sollen dabei zur Diskussion gestellt werden. A. Wo und wie können Absolventen vor Ort ihre Berufssituation mitgestalten? B. Wie können (und müssen) sich Verbände und Institutionen in diese Diskussion einmischen?

Marion Bär (Heidelberg): *Über die Arbeitsgruppen von AbsolventInnen und Studierenden des Heidelberger Aufbaustudienganges Gerontologie*

Im Frühjahr 1999 wurde durch eine Initiative von AbsolventInnen des Studiengangs Gerontologie an der Universität Heidelberg ein Treffen aller ehemaligen StudentInnen organisiert. Auf der mit ca. 30 Anwesenden gut besuchten Zusammenkunft kristallisierte sich der Wunsch nach weiteren Treffen heraus. Ebenso zeigte sich aber, dass der Anspruch vieler Anwesender über den rein informellen Austausch hinausging und dass sich ein Bedarf nach fachlichem und berufspolitischem Engagement abzeichnete. So wurde das Heidelberger Gerontologen Treffen (HGT) ins Leben gerufen, das seitdem halbjährlich stattfindet. Darüber hinaus wurden drei Arbeitsgruppen gegründet, die sich mit unterschiedlichen Themen beschäftigen:

Die AG 1 befasst sich mit der Entwicklung von Konzepten für einen Austausch und Kooperation von AbsolventInnen und Studierenden des Heidelberger Studiengangs. In der Diskussion befindet sich u.a. der Aufbau einer Job- / Praktikums-Börse.

Die AG 2 erarbeitet Konzepte für eine deutschlandweite Vernetzung von AbsolventInnen und Studierenden unterschiedlicher gerontologischer Studiengänge.

Die AG 3 befasst sich mit berufspolitischen Themen und widmet sich insbesondere der Öffentlichkeitsarbeit für den Berufsstand der Diplomgerontologen. In der Diskussion ist z.B. die Entwicklung einer berufspolitischen Interessensvertretung auf Bundesebene und die Erarbeitung eines Berufsprofils für Arbeitsämter.

Die Gruppen sind gegenwärtig dabei, Ziele und Aufgaben zu konkretisieren. Die Arbeitsgruppen treffen sich unabhängig vom HGT und haben ihre ersten Ergebnisse auf dem letzten HGT präsentiert.

Birgit Haeser (Dortmund): *Evaluation im Dortmunder Weiterbildungsstudiengang „Soziale Gerontologie“*

Die sich ausdifferenzierenden Lebenslagen und Bedarfe älterer Menschen stellen die Altenarbeit und Altenpolitik vor neue Herausforderungen. Die Folge sind qualitative Veränderungen der gerontologischen Arbeitsfelder. Um den hiermit verbundenen Anforderungen an die Fachkräfte Rechnung zu tragen, sind gezielte Qualifizierungsstrategien notwendig. Als eine Antwort hierauf wurde im Frühjahr 1998 der Weiterbildungsstudiengang „Soziale Gerontologie“ an der Universität Dortmund eingerichtet. In dem berufsbegleitenden Diplomstudiengang sollen Kenntnisse, Methoden und Handlungskonzepte der Sozialen Gerontologie vermittelt werden, um so für eine leitende berufliche Tätigkeit in der Altenarbeit und Altenpolitik zu qualifizieren. Das Weiterbildungsangebot richtet sich an Berufstätige, die bereits ein abgeschlossenes gesellschaftswissenschaftliches Studium absolviert haben und in alter(n)srelevanten Arbeitsbezügen beschäftigt sind.

Die Einführung des Dortmunder Studienmodells wurde wissenschaftlich in Form eines Evaluationsprojektes begleitet. Dabei standen folgende Themenschwerpunkte im Zentrum:

- Wesentliche Charakteristika der Studierenden
- Spezifika des Lehrangebotes im Weiterbildungsstudiengang
- Studienmotivation und Erwartungen
- Vereinbarung von Studium, Beruf und Familie
- Stärken und Schwächen des Studienganges.

Cornelia Wienken (Vechta): *Zur Interdisziplinarität der gerontologischen Studiengänge an der Hochschule Vechta*

An der Hochschule Vechta bestehen drei gerontologische Studiengänge mit interdisziplinärer Ausrichtung. Es handelt sich den Aufbau-, den Ergänzungs- und grundständigen Studiengang jeweils mit dem Abschluss Diplom-Gerontologe /-Gerontologin. Die Studienvoraussetzung für den Aufbaustudiengang Gerontologie ist ein abgeschlossenes Universitätsstudium, für den Ergänzungsstudiengang Gerontologie ein abgeschlossenes Fachhochschulstudium. BewerberInnen mit nachgewiesener Berufspraxis in einem alter(n)srelevanten Berufs- bzw. Praxisfeld werden bei der Studienplatzvergabe bevorzugt. Die Studienvoraussetzung für den grundständigen Studiengang Gerontologie ist die allgemeine oder fachgebundene Hochschulreife. Unter bestimmten Voraussetzungen kann an die Stelle der Hochschulreife als Zulassungsvoraussetzung auch eine staatlich anerkannte Altenpflegeausbildung mit Zusatzqualifikation treten.

Das Institut für Interdisziplinäre Gerontologie verfügt über ein multidisziplinäres Team von ProfessorInnen und wissenschaftlichen MitarbeiterInnen. Sie stehen innerhalb des disziplinären Verbundes der Gerontologie für Soziologie, Psychologie, Erziehungswissenschaften, Medizin und Psychiatrie, Sozialpolitik, Rechtswissenschaften, Sportwissenschaften, Organisationswissenschaften und Betriebswirtschaftslehre, Thanatologie sowie Methoden der (qualitativen und quantitativen) empirischen Sozialforschung, Planung und Beratung. Insofern besteht ein spezifisch multidisziplinärer und interdisziplinärer Zugang zu gerontologischer Forschung wie auch zur Lehre.

Im Kontext der Qualifikationsarbeiten (Diplomarbeiten) der gerontologischen Studiengänge kommt der in Lehre und Forschung im Institut verankerte Zugang zur Interdisziplinarität zunehmend zum Tragen. Die Notwendigkeit interdisziplinärer Forschung und Lehre sowie die Realisierung dieser wird von den Lehrenden des Institutes sowie den Studierenden der Gerontologie an der Hochschule Vechta anerkannt und mit getragen.

Die Arbeitsmarktperspektiven gestalten sich für die Absolventen und Absolventinnen umfassend und vielschichtig. Die drei interdisziplinär konzipierten Studiengänge zielen auf Führungspositionen in allen alter(n)sbezogenen Einrichtungen, Praxisbereichen und Marktsegmenten. In Frage kommen: Management von etablierten stationären, teilstationären und ambulanten Altenhilfeeinrichtungen; Positionen in der Altenhilfe-/Sozialplanung bei Kommunen, Verbänden, freien Planungsbüros; Leitung von Altenberatungsstellen (Seniorenbüros); Fachbereichsleitungen für Altenbildung in der Erwachsenenbildung; (freiberufliche) Tätigkeiten in der Institutionenberatung und im Bereich Controlling / Kostenmanagement; Marketing für die ältere KonsumentInnengruppe in der freien Wirtschaft; Planung und Organisation von Seniorenfreizeiten und -reisen etc.

Ralf-Hagen Ferner (Hannover): *Selbstorganisation von AbsolventInnen des Aufbau- und Ergänzungsstudiengangs Gerontologie Vechta in der Alternswissenschaftlichen Gesellschaft e.V.*

Aus dem Prüfungssemester 1995 - Diplom-Gerontologie: Aufbau- und Ergänzungsstudiengang der Hochschule Vechta - entwickelte sich, initiiert durch interessierte Diplom-Gerontologen und -Gerontologinnen, der Verein „Alternswissenschaftliche Gesellschaft Vechta e.V.“ (AWGV e.V.), ein Verein zur Förderung der Alternswissenschaft und des Berufsstandes der Diplom-Gerontologen.

Im September eines jeden Jahres veranstaltet der Verein mit qualifizierten Referenten eine Tagung zu aktuellen und neuesten Erkenntnissen in der Alternswissenschaft. Dieses Treffen bietet den Vereinsmitgliedern Gelegenheit, sich mit anderen Berufskollegen über die Praxis auszutauschen sowie neueste Informationen über die Hochschule Vechta zu erfahren. Die Tagungen finden immer im Ludwig-Windthorst-Haus in Lingen statt.

Eine Arbeitsgruppe beschäftigt sich mit dem Selbstverständnis des Berufsstandes der Diplom-Gerontologen und -Gerontologinnen sowie mit Besoldungs- und Professionalisierungsfragen. Diese Ziele können

nur dann verwirklicht werden, wenn sich viele Diplom-Gerontologen und -Gerontologinnen organisieren.

Vorstandswahlen 2002:

1. Vorsitzender: Dr. Friedmar Carstensen, Lohne
 2. Vorsitzender: Werner Meyering, Vechta
- Schatzmeisterin: Dr. Cornelia Wienken, Vechta

Susanne Zank (Berlin): *Wahlpflichtfach Gerontologie in der Psychologie-Ausbildung und Graduiertenkolleg „Psychiatrie und Psychologie des Alters an der FU Berlin“*

Das Wahlpflichtfach Gerontologie ist ein Angebot für Studierende im Hauptstudium. Nach der Prüfungsordnung müssen insgesamt acht Semesterwochenstunden belegt werden, um im Wahlpflichtfach eine Prüfung im Rahmen der Diplomprüfung Psychologie ablegen zu dürfen. Ziel der Ausbildung ist es, die Studierenden für gerontopsychologische Tätigkeitsfelder zu qualifizieren. Diese finden sich in allen drei Berufsfeldern der Psychologie (a) Arbeit und Organisation, (b) Erziehung, Bildung und Ausbildung, (c) Gesundheit und Sozialwesen.

Die Studierenden können aus einer Vielfalt von Themen auswählen. Verbindlich ist der Besuch eines Einführungsseminars, indem die Grundlagen (Theorien, Methoden, Empirie) der Gerontologie behandelt werden. Weitere Seminarthemen sind z.B. „Selbst und Persönlichkeit“, „Motivation und Emotion“, „Klinische Psychogerontologie“, „Angewandte Gerontologie“, „Kognition“, „Neuropsychologie“, „Lebensqualität“, „Soziale Beziehungen“, „Geschlechtsunterschiede“. Die Lehrenden im Wahlpflichtfach sind Angehörige der Forschungsgruppe für Psychologische Gerontologie am Universitätsklinikum Benjamin Franklin und Mitarbeiter des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung.

Das im Oktober 1998 etablierte Graduiertenkolleg „Psychiatrie und Psychologie des Alters“, geleitet von Prof. H. Helmchen (Freie Universität Berlin) und Prof. P. B. Baltes (Max-Planck-Institut für Bildungsforschung).

schung, Berlin) hat zwei Hauptziele: die Integration von medizinisch-psychiatrischen und psychologischen Fragestellungen der Altersforschung, ein Fokus auf das hohe Alter. Das Graduiertenkolleg hat zudem durch die Erweiterung in Richtung Gesundheitspsychologie als dritten integrativen Schwerpunkt den Themenkomplex der „Gewinn-Verlust“-Dynamik im Alter gewählt, der Untersuchungen von Potentialen und Einschränkungen des Alterns, Strategien der Bewältigung von altersbedingten Verlusten, Resilienz im Alter und Determinanten der Langlebigkeit umfaßt.

Gegenwärtig bearbeiten 17 Kollegiaten für das Gebiet der Gerontologie zentrale Fragestellungen. Sie sind in Projektgruppen (z.B. BASE, FAT, BRAHMS) verschiedener Abteilungen der Freien Universität Berlin (Psychiatrie, Gerontopsychiatrie, Psychologie, Psychologische Gerontologie) und am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung integriert. Bis 2004 sollen ungefähr 30 Kollegiaten das Programm durchlaufen und mit der Promotion abgeschlossen haben.

Website: <http://www.fu-berlin.de/age>

Studienreform und Leitdisziplin

Fred Karl, Christine Augst, Gertrud M. Backes, Gerhard Naegele, Eric Schmitt

Fred Karl (Kassel)

Folgende Fragen wurden an die Teilnehmer der Podiumsdiskussion gestellt:

1. *Was sehen Sie als aktuelle Aufgaben zur gerontologischen Qualifizierung an deutschen Hochschulen – durchaus auch im Rahmen der europäischen Integration ?*
2. *Haben wir / brauchen wir eine „Leitdisziplin“ in der Gerontologie ?*
3. *Welchen Grad an Interdisziplinarität hat die (sozial- und verhaltenswissenschaftliche) Gerontologie in Deutschland inzwischen erreicht ?*

Was die Fragen der „Leitdisziplin/Interdisziplinarität“ betrifft, so lassen sich in der derzeitigen Diskussion folgende Positionen erkennen:

1. Für die Gerontologie in der Bundesrepublik Deutschland wird festgestellt, daß *die einzelnen gerontologischen Standorte* sowie die dort jeweils betriebene Lehre und Forschung *eine mehr oder minder starke Orientierung an Leitdisziplinen zeigen.*
2. Für die Gerontologie insgesamt ist jedoch eine „Leitdisziplin“ oder gar eine versteckte Hierarchisierung zwischen „notwendigen“ und Zulieferer-Disziplinen als nicht sinnvoll anzusehen. *Gerontologie sollte gleichberechtigt im Diskurs unterschiedlicher Perspektiven und Disziplinen*, die jeweils ihre Beiträge zur Beantwortung bestimmter Fragestellungen liefern, *betrieben werden.*
3. Von großer Wichtigkeit für die *Weiterentwicklung* der Gerontologie und damit ihre *Zukunftsperspektive* ist die vertiefende Kooperation zwi-

schen einzelnen Disziplinen in der Forschung als auch der Lehre. Gleichzeitig sollten konstruktive Bemühungen um einen gemeinsamen Arbeitsrahmen, der unterschiedliche Ansätze zuläßt, ja sie für wünschenswert erachtet, im Vordergrund stehen.

4. Derzeit ist ein gewisser Grad an Interdisziplinarität auf organisatorischer Ebene (z.B. in der personellen Zusammensetzung von Instituten und Projekten) erreicht, inhaltlich jedoch noch nicht so ausgeschöpft, wie möglich und nötig. Bemühungen um eine *Integration der Konstrukte* auf theoretischer Ebene finden meist im Rahmen zeitlich begrenzter Aktivitäten (Promotionen und Habilitationen, Tagungen, Forschungsvorhaben) statt. Verbindende Fäden und gegenseitige Impulse liegen vor, zu selten wird an ihnen ausdauernd weitergeknüpft. Stattdessen werden Integrationsversuche immer wieder von neuen Anfangspunkten aus versucht - schließlich ist die gerontologische Szene offen für neu hinzukommende Teilnehmer am Diskurs. Daß Themen des Alterns und Alters von so vielen Seiten und Perspektiven her zugänglich sind, macht ihre faszinierende Vielfalt aus.

Christine Augst (Erlangen)

ad. 1.: Aktuelle Aufgaben zur gerontologischen Qualifizierung: Nachdem eine grundlegende Etablierung der Gerontologie im wissenschaftlichen Fächerkanon weitgehend gelungen ist, steht nun eine Festigung und Erweiterung um folgende Aspekte an:

- Kooperation der verschiedenen gerontologischen Institute in Deutschland (z.B. gemeinsame Rahmenprüfungsordnung), wobei gleichzeitig die unterschiedlichen Profile/Kernkompetenzen deutlicher zum Tragen kommen sollten;
- verstärktes Arbeiten im interdisziplinären Austausch (z.B. Gemeinschaftsprojekte);
- europäische Integration (z.B. im vorgeschlagenen Masterstudien-gang).

- Ausweitungen im vorgeschlagenen Sinne können aber nur dann fruchtbar sein, wenn das Bewusstsein um das gemeinsame Fach institutsinterne Interessen überwiegt.

ad. 2.: „Leitdisziplin“ in der Gerontologie: Das Wort „Leitdisziplin“ kann für die Gerontologie mit ihren fächerübergreifenden Themen- und Aufgabenfeldern nur ein konstruierter Begriff sein und ist daher weder sinnvoll noch wünschenswert. Es sollte weniger eine Festschreibung, Gleichmachung oder Unterordnung von Fächern als vielmehr eine Verständigung über einen gemeinsamen Arbeitsrahmen im Vordergrund aktueller Bemühungen stehen, der dann Entfaltungsraum der Unterschiedlichkeiten sein kann.

ad. 3.: Derzeitiger Stand der Interdisziplinarität: In den letzten Jahren ist die Interdisziplinarität sowohl auf der Ebene konkreter Forschungsprojekte (BASE, ILSE, SIMA), als auch verbandspolitisch verstärkt praktiziert worden. Der gemeinsame Gerontologie-Kongress 2000 in Nürnberg war Ausdruck dieser Entwicklung. Er hat aber auch deutlich werden lassen, dass Kooperation an vielen Stellen noch erweitert werden sollte. Die Erfahrungen haben auch gezeigt, dass hier kein Zugewinn erreicht wird, wenn die verschiedenen Disziplinen zwar zusammen, aber dennoch unabhängig voneinander arbeiten. Interdisziplinarität kann sich fruchtbar nur in der gemeinsamen Arbeit am gerontologischen Thema verstehen.

Gertrud M. Backes (Kassel)

Zur Frage aktueller Aufgaben gerontologischer Qualifizierung an deutschen Hochschulen, auch im Rahmen der europäischen Integration: Demographische Entwicklung und Alter(n)sstrukturwandel führen im Kontext übergreifenden sozialen Wandels der Gesellschaft zu inhaltlich veränderten und gestiegenen Anforderungen an gerontologische Qualifizierung. Veränderte Zielgruppen (junge Alte, ältere MigrantInnen, mehr hochaltrige, mehr schwerkranke und dementiell kranke alte Menschen) und qualitativ veränderte Arbeitsfelder (z.B. im Bereich Rehabilitation,

Pflege, Tätigkeiten/Bildung im Alter) sowie damit einher gehend veränderte, sich schnell weiter verändernde, gestiegene Anforderungen an das Qualifikationsprofil (von Führungskräften und MitarbeiterInnen) in gerontologischen Arbeitsfeldern erfordern eine entsprechende Entwicklung gerontologischer Studiengänge an den Hochschulen. Professionalisierung und Verwissenschaftlichung gehen dabei Hand in Hand. Sie setzen eine systematische Begleitung durch wissenschaftliche Analysen der Entwicklung des Gegenstandsbereiches und der Arbeitsfelder voraus.

Zur Frage einer „Leitdisziplin“ in der Gerontologie: Eine Leitdisziplin innerhalb der Gerontologie braucht es –aus gegenstandsangemessener Perspektive – nicht. Die verschiedenen Mutter- oder Vaterdisziplinen sind jeweils originär zur Beantwortung bestimmter Fragestellungen und Bearbeitung spezifischer Perspektiven geeignet. Handlungsleitend sollte immer die Frage der angemessenen Bearbeitung der Fragestellungen und Aufgaben sein. Es besteht allerdings nach wie vor die Gefahr, daß die wissenschaftshistorisch älteren Disziplinen in der Gerontologie einen impliziten Führungsanspruch verkörpern und durch entsprechende Repräsentanz ihrer disziplintypischen Fragestellungen aufrecht erhalten. Insofern bedarf es einer „kritischen Gerontologie“, die derlei Entwicklungen (selbst)kritisch aufdeckt, reflektiert und für eine dem Gegenstand angemessene Balance der Repräsentanz der verschiedenen Mutter- und Vaterdisziplinen der Gerontologie Sorge trägt.

Zur Frage der (erreichten) Interdisziplinarität in der Gerontologie in Deutschland: Je nach Definition von Interdisziplinarität wird ihr Stand in der Gerontologie naturgemäß auch unterschiedlich eingeschätzt. Wenn Inter für Miteinander steht, Interdisziplinarität demnach bedeutet, daß der Gegenstand Alter und Altern von verschiedenen hierfür relevanten Disziplinen interaktiv bearbeitet wird, so haben wir in Deutschland mittlerweile ein recht beachtliches Niveau von Interdisziplinarität erreicht. Man denke an die zunehmende Zahl von in diesem Sinne interdisziplinär angelegten Studien und Forschungsteams sowie Lehrkörper. Wenn Inter hingegen für eine Amalgambildung der alter(n)sbezogenen Inhalte aus den verschiedenen Disziplinen steht, kann bei uns kaum von bereits erreichter Interdisziplinarität gesprochen werden. (Diese letztge-

nannte Perspektive bestimmt häufig die Erwartungshaltung von Gerontologiestudierenden und erklärt ihre eher kritische Einstellung gegenüber erreichter Interdisziplinarität.)

Gerhard Naegele (Dortmund)

1. Universitäre Studienangebote in (sozialer) Gerontologie sind eine Reaktion auf ein bundesweit stark gestiegenes Interesse, das insbesondere aus dem Bereich der *beruflichen Praxis* kommt. Dies betrifft vor allem Professionelle mit Diplomabschlüssen in den Studiengängen Sozialarbeit, Sozialpädagogik, Psychologie, Pädagogik, Sozialwissenschaften und Theologie, dabei zumeist Leitungs- und Führungskräfte, und hängt u.a. mit den unten weiter ausgeführten Arbeitsfeldveränderungen zusammen. Die Forderung nach Akademisierung des Berufsfeldes Altenpolitik und -arbeit ist daher eine notwendige Reaktion auf die bereits stattgefundenen und weiter voranschreitenden strukturellen Veränderungen in einem Arbeitsfeld, das wie kein zweites mit die höchsten Zuwachsraten sowohl im quantitativen wie im fachlich-qualitativen Aufgabenzuschnitt zu verzeichnen hat und wie kein anderer Dienstleistungsbe- reich Wachstums- und Entwicklungschancen aufweist.

2. Exemplarisch kann auf folgende *Arbeitsfeldveränderungen* hingewiesen werden:

- Konsequenzen des demographischen und sozialen Wandels mit der damit einhergehend gestiegenen Notwendigkeit zur Professionalisierung des Sektors Altenpolitik und -arbeit;
- qualitative Arbeitsfeldveränderungen aufgrund neuer Zielgruppen, Aufgaben und Zielsetzungen von Altenpolitik und -arbeit (z.B. junge Alte, ältere AusländerInnen, psychisch veränderte (und oder demenziell erkrankte) Menschen, Schwerpflegebedürftige und deren Angehörige);
- gestiegene fachliche Anforderungen als Folge neuer gerontologischer Erkenntnisse über Handlungsmöglichkeiten und bestehenden Handlungsbedarf (z.B. bezogen auf Rehabilitation) einerseits und

veränderter politisch-gesetzlicher Rahmenbedingungen andererseits (z.B. Qualitätssicherung als explizites Ziel im SGB XI);

- fachlich komplizierter und anspruchsvoller gewordene Rahmenbedingungen und Strukturen, unter denen Altenpolitik und -arbeit sich vollzieht, so insbesondere bezüglich arbeits-, sozial- sowie finanzpolitisch-rechtlicher Vorgaben oder sog. „ökonomischer Sachzwänge“ (z.B. Budgetierung, neue Steuerungsmodelle auch in der örtlichen Altenpolitik und -arbeit);
- stark gestiegener Aus-, Fort- und Weiterbildungsbedarf, dessen Abdeckung sowohl mehr wie zugleich auch qualifiziertere gerontologische Aus-, Fort- und WeiterbildnerInnen erfordert;
- wachsende Einsicht in die Notwendigkeit von Mitarbeitergewinnung, -führung und -motivation, insbesondere auch angesichts des „knappen Gutes“ qualifizierter „AltenarbeiterInnen“, die es zu „hegen und zu pflegen“ gilt, anstatt zu demotivieren oder im Extrem gar völlig vorzeitig aus dem Berufsfeld zu vertreiben.

3. Diese und andere Arbeitsfeldveränderungen setzen mehr und *qualifiziertere MitarbeiterInnen* in den verschiedenen Feldern und Funktionsbereichen von Altenpolitik und -arbeit, insbesondere von qualifizierten Leitungs- und Führungskräften, voraus. Letztere nehmen einen maßgeblichen Einfluss auf die Entwicklung und Umsetzung von Arbeits- und Personalentwicklungskonzepten und tragen dadurch zu einem effektiveren Einsatz der vorhandenen knappen materiellen und personellen Ressourcen bei. Nur über die systematische Vertiefung und Verbreiterung bereits vorhandener, häufig auch nur zufällig erworbener beruflicher Qualifikationen läßt sich Praxis verändern.

4. Das von (Sozial)GerontologInnen geforderte *berufliche Anforderungsprofil* bezieht sich zum einen auf gerontologische Fachkenntnisse inkl. der dazugehörigen theoretischen Grundlagen und zum anderen auf sog. Schlüsselqualifikationen für die Übernahme von konzeptionell planerischen wie Management- und Führungsaufgaben in der praktischen Altenpolitik und -arbeit. Z.B. zielt das Dortmunder Konzept für den Weiterbildenden Studiengang „Soziale Gerontologie“ auf die Vermittlung folgender Qualifikationen:

- Fachkenntnisse in der Soziologie, Psychologie, Pädagogik und Sozialpolitik in ihren gerontologisch relevanten Teilbereichen inkl. der dazugehörigen theoretischen Grundlagen – und zwar bezogen auf individuelle Alternsvorgänge ebenso wie auf die gesellschaftlichen und sozialen Umwelten demographischer Prozesse;
- Fachkenntnisse auf den Gebieten der politischen, mikro- und makro-ökonomischen, finanzierungsbezogenen, rechtlichen, berufspolitischen und qualifikatorischen Rahmenbedingungen von Altenpolitik und -arbeit;
- vertiefte Kenntnisse zu den bestehenden Praxisfeldern von Altenpolitik und -altenarbeit inkl. der jeweiligen politisch-administrativen Strukturen, rechtlichen und finanzierungspolitischen Voraussetzungen, der jeweiligen Aufbau- und Ablauforganisation, Arbeitsbedingungen etc. (z.B. Dienste und Einrichtungen der gesundheitlichen und pflegerischen Versorgung);
- Kompetenzen zur systematischen, theoriegeleiteten Erfassung von Problemlagen und zur Herstellung des erforderlichen Theorie-Praxisbezugs einerseits und zur Evaluierung von Praxis, d.h. Schlüsselqualifikationen zum angewandten wissenschaftlichen Arbeiten inkl. des dazugehörigen methodischen Rüstzeugs;
- soziale Management- und Führungskompetenzen, d.h. Kenntnisse, Fähigkeiten und Fertigkeiten auf dem Gebiet der Mitarbeiterführung, -beurteilung, -auswahl sowie bezüglich Strategien zur Personal- und Organisationsentwicklung in sozialen Organisationen sowie zur Projektplanung und -steuerung;
- kommunikative und kooperative Kompetenzen zur Arbeit in multiprofessionellen Teams sowie zur Zusammenarbeit mit anderen Institutionen und Berufsgruppen inkl. der hierfür erforderlichen Gesprächs- und Verhandlungstechniken;
- Schlüsselqualifikationen wie Flexibilität, Fähigkeit zur kritischen Selbstreflexion und Beurteilung der bisherigen Berufserfahrungen sowie zur realistischen Einschätzung der eigenen Gestaltungsmöglichkeiten und -grenzen.

5. Eine „*Leitdisziplin*“ in der sozialen Gerontologie wird m.E. nicht benötigt. Soziale Gerontologie kann gleichberechtigt von unterschiedlichen „Mutterdisziplinen“ heraus betrieben werden. Einen wie auch immer gearteten Führungsanspruch der jeweiligen Mutterdisziplin - getreu dem Motto einer "Omnipotenz in allen gerontologischen Fragen" - darf es nicht geben. „Grabenkriege“ zwischen „Schulen“ würden sich dann von selbst erledigen. Für die einzelnen universitären Studienangebote gilt infolgedessen, dass sie möglichst alle relevanten Fachgebiete in ihrem Curriculum ausreichend vertreten haben sollten. Dennoch verlangt die spezifische Ausrichtung der „sozialen“ Gerontologie einen stärkeren Zuschnitt auf sozial-, verhaltens-, (sozial-)politik- und wirtschaftswissenschaftliche Studieninhalte, bei allerdings gleichzeitig hinreichender Präsenz naturwissenschaftlicher Elemente (und umgekehrt). Im übrigen sollte es an den einzelnen Hochschulstandorten unterschiedliche Schwerpunkte geben, um den Studierenden mehr Wahlmöglichkeiten zu geben. Diese Entwicklung hat sich in Deutschland bereits „naturwüchsig“ ergeben und hängt mit den „Mutterdisziplinen“ der hier jeweils Lehrenden bzw. mit den Lehrstuhl-/Lehrgebietsbeschreibungen zusammen. Dortmund hat z.B. ein explizit sozialpolitikwissenschaftliches Profil.

6. Mein Verständnis von *Interdisziplinarität* zielt auf die auf Gleichberechtigung beruhende Zurkenntnisnahme und Anerkennung der Leistungsmöglichkeiten und Wissensbestände der jeweils anderen Disziplinen, d.h. auf die gegenseitige Anerkennung der jeweiligen fachspezifischen Kompetenzen, und zwar ohne den gleichsam naturgegebenen Anspruch auf "Endredaktion" durch eine oder mehrere "Hauptdisziplinen". Interdisziplinarität in der Sozialen Gerontologie heißt (1), immer dann mögliche Grenzen der eigenen Disziplin zu vermuten, wenn es um die Thematisierung gerontologisch relevanter Sachverhalte mit Querschnittsbezügen geht, und heißt (2), diese in den Fällen zu akzeptieren bzw. die Kompetenzen der anderen dort anzuerkennen und im Bedarfsfall auch aktiv einzuholen, wo es um deren angestammte Themen und Arbeitsbereiche geht. Auf Gleichberechtigung fußende interdisziplinäre Zusammenarbeit in der Sozialen Gerontologie bedeutet weiterhin auch,

die hinter den von den einzelnen Disziplinen verwandten Begriffe stehenden Konzepte zu akzeptieren. Die bloße Adaption von Begriffen reicht dazu nicht aus.

7. Interdisziplinäre Zusammenarbeit bietet sich insbesondere in der *Lehre* an. Dortmund und Heidelberg führen seit längerem bereits erfolgreich gemeinsame Lehrveranstaltungen aus unterschiedlicher Perspektive (sozialpolitikwissenschaftlich, psychogerontologisch) durch. Die hohe Zustimmung der Studierenden scheint diesem Konzept recht zu geben. Dieses Konzept ist zweifellos ausbaufähig, so z.B. in Richtung auf Kooperation mit der Gerontosoziologie.

Eric Schmitt (Heidelberg)

ad. 1.: Aktuelle Aufgaben zur gerontologischen Qualifizierung: Eine stärkere Integration der Erkenntnisse aus den für die Gerontologie zentralen Grunddisziplinen, eine intensivere Kooperation mit diesen Disziplinen sowie dieser Disziplinen untereinander, den vermehrten Theorie-Praxis-Theorie-Transfer, die Betonung der Wechselwirkungen zwischen der Person (in ihren verschiedenen Dimensionen) und der Umwelt (in ihren verschiedenen Segmenten). – Bei der Analyse der Umweltsegmente ist auch der ‚rechtlichen Umwelt‘ sowie der ‚infrastrukturellen Umwelt‘ vermehrt Bedeutung beizumessen; auf dieser Grundlage kann ein Systemvergleich der Mitgliedsstaaten der EU vorgenommen werden. – Die Institute für Gerontologie sollten auch in der Lehre stärker kooperieren, zum Beispiel im Sinne einer *institutsübergreifenden Modularisierung der Ausbildung* (und der Übernahme einzelner Module durch die auf dem jeweiligen Gebiet ausgewiesenen Institute) bei gleichzeitiger Erhaltung institutsspezifischer Schwerpunkte in der jeweiligen Gesamtkonzeption der Lehre. – Die Institute sollten sich auch vermehrt an der Entwicklung von Perspektiven für die Einrichtung von Master- (MA)-Studiengänge beteiligen, sei es im Sinne eines eigenständigen MA-Studiengangs, sei es im Sinne eines MA-Studiengangs in ausgewählten grundständigen Disziplinen.

ad. 2.: „Leitdisziplin“ in der Gerontologie: Für die Gerontologie in der Bundesrepublik Deutschland läßt sich feststellen, daß die einzelnen gerontologischen Institute sowie die in diesen Instituten betriebene Lehre und Forschung eine mehr oder minder starke Orientierung an Leitdisziplinen zeigen, zu denen ich – in alphabetischer Reihenfolge – Bildungsforschung, Betriebs- und Volkswirtschaft, Geriatrie (leider noch nicht Gerontopsychiatrie), Psychologie, Sozialarbeit, Sozialpolitikwissenschaft und Soziologie rechne. Die Tatsache, daß sich die Institute zum Teil in diesen Leitdisziplinen unterscheiden, bedeutet für die Gerontologie einen potentiellen Gewinn. Entscheidend für die *Weiterentwicklung* der Gerontologie scheint mir eine noch engere Kooperation zwischen einzelnen Disziplinen zu sein.

ad. 3.: Derzeitiger Stand der Interdisziplinarität: Im Kern ist die Interdisziplinarität gering. Es gibt Forschungsarbeiten, in denen Konstrukte aus verschiedenen Disziplinen eingehen und miteinander in Beziehung gesetzt werden, doch sind die Bemühungen um eine Integration der Konstrukte auf theoretischer Ebene – mit dem Ziel, zu interdisziplinären Modellen zu gelangen – nur sehr vereinzelt erkennbar. Dabei könnte ‚Alter‘ als ein *Querschnittsthema* in besonderer Weise den interdisziplinären Diskurs anstoßen. Für das Heidelberger Institut für Gerontologie sei die Feststellung getroffen, daß dort der Versuch unternommen wird, eine interdisziplinäre Forschung in vierfacher Hinsicht zu verwirklichen – nämlich in Forschungsprojekten (*a*) zur Gerontopsychosomatik und zur Rehabilitation (Kooperation zwischen Medizin und Psychologie in Projekten sowie in der Herausgabe eines Lehrbuchs zur Gerontopsychosomatik und Psychotherapie), (*b*) zur sozialen Repräsentation des Alters (Kooperation zwischen Soziologie und Psychologie), (*c*) zur beruflichen Leistungsfähigkeit und den Arbeitsbedingungen älterer Arbeitnehmer/innen (Kooperation zwischen Bildungsforschung und Psychologie) und (*d*) zur Erhaltung und Förderung der Kompetenz alter Menschen mit geistiger Behinderung (Kooperation zwischen Heilpädagogik, Bildungsforschung und Psychologie).

III.

Theorie, Gesellschaft und Politik

Aus der gleichnamigen Arbeitsgruppe beim Fachbereichstag der Gesellschaft für sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie auf dem 6. DGGG-Kongress, Dresden 27.9.2002

Modernisierungsbedarf und konzeptionelle Grundorientierungen in der offenen Altenarbeit

Heike Reggentin, Jürgen Dettbarn-Reggentin

Die der offenen Altenhilfe unterlegte Zielsetzung, altersbezogenen Nachteilen durch Prävention und Rehabilitation, Autonomieförderung und Aktivierung entgegenzuwirken, soll mit dem Erhalt der Selbständigkeit und der Teilnahme am gesellschaftlichen Leben aller alten Menschen in der Kommune entsprochen werden.

Mit dem Bundessozialhilfegesetz (BSHG) (1) ist eine gesetzliche Grundlage geschaffen worden, nach der insbesondere die offene Altenhilfe – wenn auch nicht explizit angesprochen – als Pflichtleistung der Kommunen einen Gestaltungsrahmen bekommen hat. Von Bedeutung sind die weiter aufgeführten Hilfen, die auch eine Betätigung einschließen, soweit sie vom alten Menschen gewünscht wird (BSHG § 75 (6)). Das BSHG will dem alten Menschen in einer möglichst selbständigen und von ihm selbst bestimmten Weise die Teilnahme am Gemeinschaftsleben ermöglichen. Dies ist als „offenes“ Hilfeangebot zu verstehen. Konzeptionell setzt hier die Altenarbeit im Sinne einer Altenförderung an (a.a.O. § 75, Rz 17). Dabei zielen die Maßnahmen und Angebote der offenen Altenhilfe auf die sehr unterschiedlichen Lebenssituationen und Problemlagen der Älteren ab. Sie sind als Komplement zur professionellen, gesundheitlichen und pflegerischen Versorgung anzusehen.

Die verbreitetste und auch traditionellste Form der offenen Altenarbeit, in der die Zielsetzungen des BSHG realisiert werden sollen, stellen die Altenbegegnungsstätten dar, die zumeist unter den Bezeichnungen „Altentagesstätte“ (Merkmal: mehr als drei mal wöchentlich geöffnet, Öffnungszeit mehr als 30 Stunden / Woche) und „Altenclubs“ (Merkmal: Weniger als drei mal wöchentlich geöffnet) geführt werden.

Folgenden Fragen soll nachgegangen werden: (1.) Haben die Einrichtungen mit Überalterungstendenzen der BesucherInnen, des zumeist ehrenamtlichen Personals und der Einrichtung selbst zu kämpfen? (2.)

Erfüllen diese „klassischen“ Institutionen noch die Wünsche und Bedürfnisse ihrer BesucherInnen? (3.) Mit welchen Konzepten muss zukünftig die Seniorenarbeit gestaltet und organisiert werden und (4.) Inwieweit ist ein Perspektivwechsel in der offenen Altenarbeit erforderlich, um den gewandelten Bedürfnissen der nachfolgenden Altengenerationen zu entsprechen und zugleich den Integrationsansprüchen der Altenhilfe gerecht zu werden?¹

(1) Die Kernklientel in Einrichtungen der offenen Altenhilfe

Die Anwendung des Bundessozialhilfegesetzes (BSHG) geht in der Praxis von einer Altersgrenze von 60 Jahren aus. Es ist zunächst zu fragen, inwieweit der Bezugspunkt „Alter“ so pauschal zur Orientierung der Gestaltungsaufgaben dienlich ist. Nach unseren Untersuchungsergebnissen werden BesucherInnen im Alter von unter 70 Jahren nur zu einem kleinen Teil angesprochen. Lediglich etwa 15% der BesucherInnen sind unter 70 Jahre alt. Der/die DurchschnittsbesucherIn ist 74 Jahre alt, weiblichen Geschlechts (85%) und sucht Unterhaltung (96%), Kontakt (84%), Hilfe (22%) und/oder eine Aufgabe für sich (19%); letzterer Punkt bildet gerade in Tagesstätten ein hohes Ehrenamtspotential, jede(r) dritte Besucher/in gibt dies als Besuchsgrund an.

Die vorwiegend im hohen Lebensalter angesiedelte Besucherstruktur wird von den Leitungen jeder zweiten Einrichtung und von zwei Drittel der SozialplanerInnen in den Kommunen für den Rückgang bzw. die

¹ Die hier vorgestellte Untersuchung wurde von 4/1999 bis 12/2000 im Auftrag des Ministeriums für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit (MFJFG) des Landes Nordrhein-Westfalen (NRW) als Teil einer Studie zum Freiwilligen Engagement älterer Menschen durchgeführt. Auf der Basis einer Stichprobe konnten 287 Einrichtungen der offenen Altenhilfe, 300 ehrenamtliche Kräfte sowie 46 Kreise und kreisfreie Städte und 13 weitere Kommunen sowie 103 Träger der Einrichtungen zu Motiven und Einstellungen, Finanzierung, Ausstattung, Praxis und Modernisierungsbedarf befragt werden. Sie ist unter dem Titel: „Freiwilliges Engagement älterer Menschen in Nordrhein-Westfalen, Potenziale und Entwicklungsmöglichkeiten, Band 2, Modernisierungsbedarf in der offenen Altenhilfe“ in der Schriftenreihe des MFJFG veröffentlicht worden und auch dort zu beziehen.

Stagnation der Besucherzahlen verantwortlich gemacht. Das hohe Alter der BesucherInnen bedingt nach Ansicht der Leitungskräfte in den Begegnungsstätten Folgen wie zunehmende Sterbefälle, das Fernbleiben wegen Krankheit, den Eintritt von Pflegebedürftigkeit und letztlich die Übersiedlung in ein Pflegeheim. Mit durchschnittlich 91% Stammbesuchern in den Altenbegegnungsstätten, in den Altenclubs sind dies sogar 96%, kann davon ausgegangen werden, dass die Besucher auch hier alt werden. NeubesucherInnen bilden die Ausnahme, so dass in den vergangenen drei Jahren die Besucherzahlen um ca. 15% abgenommen haben. In Umfragen unter der Bevölkerung der 55-70-Jährigen in Duisburg (1999) (2) sowie in einer Befragung der über 60-Jährigen in Nürnberg (1997) (3) konnte belegt werden, dass die Jungen Alten (unter 70-Jährigen) sich nicht mit dem Image einer „Alten“-Begegnungsstätte identifizieren. Ein Drittel (Duisburg) bis zu annähernd der Hälfte dieser Personengruppe (Nürnberg) fühlte sich zu jung, um sich als SeniorIn anzusprechen zu lassen.

Die Bedürfnisse und Problemlagen der Menschen im „Vierten Lebensalter“ unterscheiden sich von denen der Menschen, die im Übergang und am Beginn des nachberuflichen Lebens stehen. Dort, wo dies ignoriert wird, bestehen Belegungsprobleme in den Angeboten.

(2) Konzeptionen: Neue Interessen – Neue Angebote?

Neben der Überalterung der Besucher werden „Alterungstendenzen“ der Konzepte für den Verlust an Attraktivität der Altenbegegnungsstätten verantwortlich gemacht. Der Bedarf an Veränderungen in den Angebotsstrukturen ist von verschiedenen Seiten reklamiert worden. Auch hier gibt es unterschiedliche Einschätzungen. Annähernd jede zweite Kommune bezeichnet die Angebotsstruktur als veraltet, während auf Trägerseite lediglich jeder Vierte das Fehlen innovativer Konzepte beklagt. Andererseits werden von Seiten der Kommunen und der Träger neue Interessen wahrgenommen. Eine Umsetzung scheidet jedoch zumeist an der fehlenden Einsicht der Leiter/innen der Einrichtungen, die nur begrenzt neue Interessen bei ihren Gästen wahrnehmen (wollen), und an

fehlenden Investitionen in neue Anlagen, in mehr Personal und in die Qualifizierung der ehrenamtlichen Mitarbeiter/innen.

Die kommunale offene Altenhilfe einschließlich der trägerverantworteten Begegnungsstättenarbeit sieht sich auch heute noch trotz besseren Wissens in hohem Maße von tradierten Versorgungs- und Fürsorgegedanken geleitet, die durch die anhaltende Pflegediskussion immer wieder neu belebt wird. In der ehrenamtlichen wie auch in der professionellen sozialen Arbeit in den Begegnungsstätten wird dies beklagt, aber in Anbetracht ständiger Kürzungen der Budgets hingenommen.

Wenn die Altenarbeit an die neuen Bedürfnisse angepasst werden soll, geschieht dies zumeist über eine veränderte Angebotsseite, in der - in der Reihenfolge der Nennungen - Themen wie Reisen, neue Medien, Bildungsangebote, kulturelle Angebote, Vorruhestandsgruppen und Wissens- und Kontaktbörsen, stadtteilbezogene Arbeit und Freizeitaktivitäten in der Reihenfolge ihrer Nennungen vertreten sind.

In der Praxis der Begegnungsstätten scheint sich der Trend zu unverbindlichen aber geselligen Zusammenkünften hin zu orientieren. Stärker verpflichtende Angebote sind nicht so gefragt, wobei örtlich jedoch unterschiedliche Erfahrungen gemacht werden. Dies hängt auch mit der Ansprache, dem Personal und den Einrichtungen zusammen.

Nur noch 14% der Kommunen sehen ihre Zielgruppe erreicht, unter den Trägern der Einrichtungen liegt diese Einschätzung mit 35% zwar deutlich höher, sie offenbart aber eine gewisse Hilflosigkeit, in welche Richtung verändert werden muss.

Die Altenbegegnungsstätten stehen als zentrales Element der Gestaltung sozialer Arbeit für und mit Älteren in der Kommune im Mittelpunkt der Diskussion. Deren Akzeptanz wird wesentlich von ihren materiellen und personellen Ausstattungen, ihrer konzeptionellen Ausrichtung sowie ihrer Einbindung in das soziale Leben der Kommune bestimmt. Aber auch die nachlassende Attraktivität des Ehrenamtes bei den älteren Personen stellt die Grundkonzeption der Begegnungsstättenarbeit in Frage. Sucht der/die potentielle ehrenamtliche HelferIn heute eher andere Freizeitaktivitäten oder sind die Bedingungen ehrenamtlichen Engagements nicht mehr akzeptabel?

Das goldene Helferherz: Ehrenamtliche in der offenen Altenhilfe

Die Generation der Helfer/innen in der offenen Altenhilfe, die zum Teil seit Jahrzehnten in den Altenbegegnungsstätten eine ehrenamtliche Tätigkeit ausübt, scheint im Rückzug. Noch bilden altruistische Beweggründe, anderen helfen zu wollen und dies im Geiste des Glaubens und der Nächstenliebe zu tun, die Hauptbeweggründe für ein ehrenamtliches Engagement in Altenbegegnungsstätten. Insbesondere im Vergleich zur Selbsthilfe (4) werden Unterschiede in den Beweggründen in anderen Formen des sozialen Engagements deutlich.

Insgesamt können drei Orientierungen sozialen Engagements bei den Befragten unterschieden werden:

1. Das Ehrenamt mit altruistischer Prägung, religiös und gemeinschaftsorientiert. Ihr Anteil unter den Befragten liegt noch bei ca. 65% (73% auf dem Lande und 45% in den Großstädten, in hochverdichteten Regionen mit 61% dazwischenliegend), ist jedoch rückläufig.

2. Das neue Ehrenamt, vornehmlich von den Jungen Alten getragen, sucht eher zeitlich begrenzte Aufgaben. Diese Orientierung stellt eine Wachstumsgruppe dar. Ihr Anteil liegt bei ca. 20%.

3. Das selbstorganisierte Engagement in Selbsthilfegruppen, Initiativen und Projekten wird ebenfalls vorrangig von Jungen Alten getragen und steigt in der Nachfrage. Anhänger dieser Tätigkeitsbereiche suchen in das ehrenamtliche Engagement selbstgestalterische Elemente hineinzugetragen.

(3) Ausrichtung der Altenarbeit in den Kommunen

Die Studie hat ein Bündel an Einflussfaktoren auf die Gestaltbarkeit innovativer kommunaler Altenarbeit im Rahmen der offenen Altenhilfe ergeben, die in der kommunalen Altenpolitik, in den Trägerkonzeptionen wie auch in den sich ausdifferenzierenden Interessen der Zielgruppe alter Menschen zu finden sind.

Jedoch tragen die aktuellen Förderstrukturen der Kommunen dazu bei, konventionelle altenpolitische Konzepte weiter zu befördern, in dem sie einseitig über Quantitäten argumentieren. Es zählt häufig nur die Anzahl der BesucherInnen oder die Anzahl der Öffnungsstunden als För-

derkriterium für die Begegnungsstätten. Eine mittelfristige Umgestaltung auf neue Ziele und Inhalte in der Altenarbeit wird dadurch aber eher behindert.

Auch die Träger der Begegnungsstätten sehen sich einem Druck zur Modernisierung ihrer Einrichtungen ausgesetzt. Aus ihrer Sicht ist jedoch die bestehende Förder- und Finanzierungspraxis der Kommunen für Defizite in den Angebotsstrukturen und Konzepten verantwortlich, denn die Nachfrage nach Leistungen in Begegnungsstätten hänge nach ihrer Ansicht von deren Attraktivität ab. Es haben sich zwei Nachfragegruppen herausgebildet, die zum Teil sehr unterschiedliche Interessen aufweisen. Auf der einen Seite finden sich hochaltrige BesucherInnen mit mehr oder weniger Hilfebedarf und vorrangig kommunikativen Interessen. Diese Besuchergruppe ist von der Anzahl derzeit in der Mehrheit und bildet gegenüber neueren Besuchern eher einen geschlossenen Kreis.

Auf der anderen Seite stehen die BesucherInnen mit Anspruch auf Aktivität, Bildung und Reisen und Gestaltungswünschen an das Alter. An Altenstuben und Altenclubs mit mehrheitlich Hochaltrigen zeigen diese BesucherInnen kein Interesse. Beide Besuchergruppen neigen zu Polarisierungstendenzen ohne Integrationsbedarf zu zeigen aber es zeigt sich auch, dass sie auch kaum Integrationsangebote bekommen.

Die Einbeziehung anderer bzw. jüngerer Generationen in die Begegnungsstättenarbeit mit Älteren (hier Junge Alte, da Alte Alte) bildet allgemein die Ausnahme. Ebenso findet eine übergreifende kommunebezogene Altenarbeit mit anderen Interessengruppen (Frauen, Gesundheitsgruppen, Behinderte, Ausländer, Selbsthilfegruppen usw.) so gut wie nicht statt, obwohl sich in den überwiegenden Begegnungsstätten mindestens einige solcher Gruppen treffen. Von der Erfüllung eines sozial-integrativen sowie von einer intergenerationellen sozialen Arbeit kann in den Begegnungsstätten in NRW nicht gesprochen werden.

Zudem ist die Altenarbeit selbst in sich stark gegliedert und in viele Anbieter geteilt. Vermehrt bieten private Einrichtungen Angebote zur Freizeitgestaltung, Bildung oder Gesundheitsvorsorge und auch örtliche

Vereine richten einen Teil ihrer Angebote auf ihren größten Wachstumsmitgliederstamm, die „Senioren“.

Den Hauptanteil der Begegnungsstättenarbeit tragen die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Sie stellen in NRW mehr als drei Viertel aller Kräfte bzw. rd. 55.000 Personen allein in den Begegnungsstätten. In relativer Übereinstimmung kommen Kommunen wie auch Träger der Einrichtungen zu dem Schluss, dass auch Ehrenamtliche höheren Alters ein unverzichtbarer Bestandteil der Begegnungsstättenarbeit sind. Eine Reihe positiver Eigenschaften setzt sie gar in Vorteil gegenüber jüngeren unter 70jährigen Ehrenamtlichen. Ihr Problem ist eine Überlastung an Arbeit aber nicht wegen ihres zum Teil sehr hohen Alters, sondern wegen fehlenden Nachwuchses an Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Die Gewinnung neuer Kräfte für die ehrenamtliche Mitarbeit in Altenbegegnungsstätten wie Altentagesstätten und Altenclubs stellt schon heute eines der Hauptprobleme dar. Jüngere sind zwar generell bereit, ehrenamtliche Tätigkeiten auszuführen (nach Rohleder/Bröscher, Teil 1 dieser Studie sind ca. 30 – 35% der 55 – 69-Jährigen ehrenamtlich tätig) (5) aber sie sind immer weniger gewillt, sich längerfristig an eine Aufgabe zu binden. Sie sind eher für zeitlich überschaubare Einsätze ansprechbar. Auch liegen ihre Themen nicht dort, wo derzeit Bedarf besteht. Dem Image der Ehrenamtlichkeit schadet zudem die nachlässige oder gar missachtende Behandlung der Ehrenamtlichen durch Kommunen und Träger. Mehr als 70% der Ehrenamtlichen beklagen die geringe bis fehlende öffentliche Anerkennung ihrer Tätigkeit.

Die Untersuchung hat gezeigt, dass es einen Modernisierungsbedarf gibt. Dieser betrifft insbesondere die Träger der Einrichtungen und die Kommunen als deren Förderer. In der weiteren Ebene sind auch die Älteren selbst aufgefordert, sich an Modernisierungsprozessen zu beteiligen und im Sinne einer selbst verpflichtenden Bereitschaft, sich für das Gemeinwesen einzusetzen. Welche Wege wollen nun Kommunen beschreiten, um der veränderten Nachfrage gerecht zu werden?

Modell 1: Förderung von Tagesstätten mit Schwerpunktthemen; Ziel: Verbesserung der Angebotsstruktur - In einzelnen Einrichtungen werden

bestimmte Angebote offeriert (Gesundheitsthemen, Pflege, Recht, Erholung/ Reisen, Sport, Spiel, Beratung);

Modell 2: Die Kommune spricht interessierte Bürger an über öffentliche Aufrufe; Ziel: Verbesserung der Nachfragestruktur - Interessierte Personen bilden Neigungsgruppen, Projekte, Selbsthilfegruppen, nachberufliche Tätigkeitsfelder, die nach einem Jahr Anlaufzeit gefördert werden;

Modell 3: Die Kommune richtet ein und fördert Kontaktstellen, Bürgerbüros, Freiwilligenzentralen, Seniorenbüros u.ä.; Ziel: Verbesserung der Vermittlungsstruktur - Diese Einrichtungen regen an, vermitteln, beraten, sammeln Interessierte, suchen Einrichtungen mit Bedarf an ehrenamtl. Kräften;

Modell 4: Die Kommune fördert vorhandene Träger, die innovative Angebote offerieren; Ziel: Verbesserung der Förderstruktur - Neue Interessengebiete werden von einzelnen Trägern angeboten: Medienprojekte, Computerkurse, Internet, Bildung, Reisen;

Modell 5: Die Kommune sucht über den traditionellen Bereich der Altenhilfe hinaus eine Vernetzung aller Dienste und Angebote; Ziel: Verbesserung der Gesamtinfrastruktur - Über ein Dienstleistungszentrum (vergl. Verbraucherzentrale) werden alle nachgefragten und angebotenen Dienste, die auch älteren Personen nützen, zusammengestellt und weitergegeben.

Keine der vorgesehenen Orientierungen wird sich ohne deutlich höherem finanziellen Engagement, als es bisher geschieht, durchsetzen lassen. Und hier sind erhebliche Zweifel angebracht, dass Kommunen sich stärker engagieren werden. Eher das Gegenteil wird anzunehmen sein, denn bereits in der Förderung von Initiativgruppen, Projekten und Alterselbsthilfegruppen sind zwischen 1992 und 1998 keine Veränderungen zu beobachten gewesen, während in diesem Zeitraum die Anzahl der Initiativen um 133% gestiegen war (4).

(4) Zusammenfassende Perspektive

Ein Perspektivwechsel in der offenen Altenarbeit wird im Hinblick auf die Ergebnisse dieser Studie für dringlich gehalten. Die konzeptionelle Neuorientierung in der sozialen Altenarbeit muss eine Infrastruktur

entwickeln, in der eine differenzierte Altenarbeit ebenso möglich ist wie die Herstellung von Verbundstrukturen zwischen den verschiedenen Ressorts (z.B. Soziales, Wohnen, Gesundheit), die sich mit dem Alter befassen. Dies würde etwa dem Modell 5 entsprechen. Hierin wären beispielsweise die Tagesstätten als Einrichtungen der offenen Altenhilfe mit Tagespflege oder Tagesbetreuung verknüpfbar. Die Kommune muss die Steuerung und somit die Verantwortung der altenpolitischen Zielsetzung übernehmen. Darüber hinaus kommt der Kommune eine moderierende, integrierende und vernetzende Aufgabe zu.

Die konzeptionelle Neuausrichtung sollte nach den Erfahrungen der Altentagesstätten und Altenclubs mehr nach Freizeittypen ausgerichtet werden und zusätzlich wären Sport, Gesundheit, politische Beteiligung und das Pflegeumfeld als Angebote an alle Bürger anzubieten.

Die Vorgaben müssen dialogfähig sein, denn die Mitsprache der Ehrenamtlichen ist unabdingbar bei der Gestaltung der sozialen Arbeit. Auch Besucher wollen eingebunden werden. In repräsentativen Befragungen in Duisburg und in Mönchengladbach wollten mehr als 50% der BesucherInnen in die Planung einbezogen werden.

Um den Besucheranteil von heute 6,5% der Bevölkerung der über 65-Jährigen in den Altenbegegnungsstätten zu erhöhen, müssten auch die Einrichtungen selber modernisiert werden, denn 84% der Leitungen in Altentagesstätten und 66% in Altenclubs halten die Ausstattung ihrer Einrichtung nicht für ausreichend.

Die öffentliche Anerkennung des Ehrenamtes durch die Träger und mehr noch durch die Kommunen ist eines der wichtigsten Anliegen der Ehrenamtlichen in den Altenbegegnungsstätten. Rund 70% aller Mitarbeiter/innen fühlen sich nicht ernst genommen. Eine der Schwierigkeiten bei der Gewinnung von neuen Ehrenamtlichen ist hierin zu suchen.

Es werden aber auch Grenzen der offenen Altenhilfe zu diskutieren sein, die aus der Sicht einer kommunalen Sozialplanerin darin liegen, dass nicht alles der Altenhilfe unterzuordnen sei: Die Angebote der Altenbegegnungsstätten seien die „gesellschaftlich preiswerteste Lösung für die ungezählten Alltagsprobleme. Es ist nicht im Sinne der Senioren, alle Angebote, die auf Alternsprozesse der körperlichen Leistungsfähig-

keit Rücksicht nehmen, als Angebote der Sozialhilfe zu definieren“, wenn nicht neue Stigmatisierungen geschaffen werden sollen.

Literatur

- (1) Bundessozialhilfegesetz, Lehr- und Praxiskommentar, 4. Auflage, 1999, Baden-Baden
- (2) Institut für Sozial- und Kulturforschung e.V., Hrsg. (1999): Handbuch Seniorenagentur. Ein Leitfaden zur Modernisierung von freiwilligem sozialem Engagement. Duisburg, Band 7
- (3) Röbbke, Th. (1997): Von der „offenen Altenhilfe“ zur modernen Altenarbeit. In: forum für demographie und politik, Bonn, S. 39 - 58
- (4) Reggentin, H. / Dettbarn-Reggentin J. (1998): Selbsthilfe im Alter. Projekte älterer Menschen und Seniorenbeiräte in NRW. Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit NRW, Hrsg. Dortmund
- (5) Rohleder, Ch. / Bröscher, P. (2002): Freiwilliges Engagement Älterer in Nordrhein-Westfalen – Potenziale und Entwicklungsmöglichkeiten. Ausmaß, Strukturen und sozial-räumliche Voraussetzungen für freiwilliges Engagement im Alter in Nordrhein-Westfalen. Schriftenreihe des Ministeriums für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf

Ehrenamtliche Tätigkeit der jungen Alten

Franz Kolland

Kultur-, Freizeit-, politische, soziale und andere Assoziationen bringen auf *mikrosozialer* Ebene Vergemeinschaftung und geben dem Individuum Gestaltungsmöglichkeiten. Neben physischen Aktivitäten gelten Kontakte zu außerfamiliären Gruppen zu den wichtigsten Prädiktoren erfolgreichen Alterns (Musick, Herzog et al. 1999, Willigen 2000). Wenn auch einer so generalisierenden Aussage entgegenzuhalten ist, dass Intensität und Qualität sozialer Rollen, ihre Auswahl und die Häufigkeit ihrer Ausübung einer ganzen Reihe von Bedingungsfaktoren unterliegen, ist doch unbestritten, daß sie der Tendenz nach stimmt. Bei den älteren Menschen können Aktivitäten in sozialen Gruppen dazu beitragen, neue Impulse für die selbständige Auseinandersetzung mit einer sich stets verändernden Umwelt zu liefern, sie können Anerkennung und Wertschätzung erbringen, sie können die kognitive Leistungsfähigkeit stimulieren und das Gefühl von Zugehörigkeit und Mitgliedschaft in der Gesellschaft vermitteln.

Auf *makrosozialer* Ebene gilt ehrenamtliche Tätigkeit als Ressource, die einen wesentlichen gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Beitrag leistet. Der Grundgedanke ist, dass die Älteren zu Mitproduzenten und Mitgestaltern ihrer Lebenskultur werden (Tews 1995; Backes 2000). Kritisch ist hier allerdings anzumerken, dass Alter zum Teil reduziert wird auf eine unentgeltliche, instrumentalisierbare Nützlichkeit. Die Erhaltung von Kompetenzen und die persönliche Erfüllung tritt zurück gegenüber dem gesellschaftlichen Interesse an einer „Nutzung des Humankapitals“.

Unterschieden werden sollte zwischen verschiedenen Typen von Aktivitäten. Eine solche Typologie beruht auf der Unterscheidung zwischen formalen und in informellen Tätigkeiten. Im deutschsprachigen Raum bewegt sich die Diskussion entlang zweier Begriffe, nämlich *ehrenamtliche Tätigkeit* und *Freiwilligenarbeit*, wobei in der wissenschaftlichen

Diskussion abgekürzt auch von „altem“ und „neuen“ Ehrenamt gesprochen wird.

Das (alte) *Ehrenamt* lässt sich bezeichnen als öffentlich, unentgeltlich ausgeübtes Amt in Verbänden oder Selbstverwaltungskörperschaften. Es handelt sich also um eine Arbeitsleistung, der an sich kein monetärer Gegenfluss gegenübersteht und deren Ergebnis Konsumenten/innen außerhalb des eigenen Haushalts zufließt. Da die Tätigkeiten des (alten) Ehrenamtes erwerbsähnlichen Charakter haben, ist es weit verbreitet, dass Aufwandsentschädigungen bezahlt werden und auch bestimmte Versicherungsleistungen angeboten werden (z.B. Unfallversicherung bei der Rettung). Gemeint sind damit Tätigkeiten in Sport- und Kulturvereinen, in den Kirchen, in politischen und gewerkschaftlichen bzw. in Wohlfahrtsorganisationen (z.B. Rotes Kreuz).

Sprechen wir dagegen von *Freiwilligenarbeit* (auch „neues“ Ehrenamt), dann ist damit ein Signal gesetzt, dass Entscheidungsfreiheit ein tragendes Element in der Gesellschaft ist. Dieser Begriff will ein modernes, schwach institutionalisiertes, kaum wertgebundenes und eher milieuunabhängiges Engagement individualisierter, freier, spontaner Menschen zum Ausdruck bringen. Freiwilligenarbeit wird dabei zumeist in *informellen Sozialnetzen* (wie Nachbarschaft und Freundeskreis) geleistet, kann aber auch in mehr organisierter Form im Rahmen von Selbsthilfegruppen und freien Initiativen geleistet werden. Die Freiwilligenarbeit entspricht ihrem Charakter nach eher der Hausarbeit, Leistungen werden kaum monetär abgegolten. Gemeint sind hier Tätigkeiten in der Nachbarschaftshilfe, Betreuung von älteren Menschen, Hilfe bei der Sicherung von Schulwegen, der Aufsicht in Grünanlagen.

Vor dem Hintergrund dieses Tatbestandes wurde eine mündliche Befragung von 1.000 Wienerinnen und Wienern im Alter von 60-75 Jahren im Herbst 2000 durchgeführt, um Auskunft darüber zu bekommen, in welchem Ausmaß ehrenamtliche Tätigkeit verbreitet ist, welche sozialen Determinanten und Motivlagen sie bestimmen und welche Wirkung diese Tätigkeit auf Lebenszufriedenheit hat.

1. Ausmaß der Aktivität im alten und neuen Ehrenamt

Von den 60-75jährigen Wienerinnen und Wienern sind insgesamt 51% Mitglied in Vereinen. Von diesen sind drei Viertel in mehr als zwei Vereinen Mitglied. 17% sind Mitglied in einer parteinahen oder gewerkschaftlich organisierten Seniorenvereinigung, 13% gehören einer kirchlichen oder religiösen Gruppe an, 12% sind Mitglied in einer Wohlfahrtsorganisation (z.B. Rotes Kreuz oder Kriegsopferverband), weitere 11% sind in einer Partei eingeschrieben. Jeweils 9% sind in einem Kultur- bzw. Sportverein Mitglied. Innerhalb der befragten Altersgruppe bestehen geringfügige Unterschiede, d.h. der Anteil der Vereinsmitglieder unter den 60-64jährigen ist höher als bei den 70-75jährigen.

Aus der Anzahl der Vereinsmitgliedschaften kann aber noch wenig über die Bedeutung dieser Aktivität im Leben älterer Menschen etwas ausgesagt werden. Deshalb ist die Frage nach der aktiven Beteiligung wichtiger. Als „aktiv“ gilt, wer sich zumindest mehrmals monatlich am Vereinsleben beteiligt. Etwas mehr als ein Drittel der 60-75jährigen ist aktiv in einem Verein tätig. Die zeitliche Dauer der Betätigung liegt für 13% bei 60 Stunden jährlich, 11% betätigen sich mehr als 150 Stunden.

Im Bereich der Freiwilligenarbeit (neues Ehrenamt) ist ebenfalls jeder Dritte der befragten 60-75jährigen aktiv. Die Hälfte der befragten Aktiven weist mehr als eine Tätigkeit auf. Am häufigsten genannt wurde die Betreuung von kranken/alten Menschen (19%), danach folgt die Sorge um die Nachbarwohnung (15%). Von 8% der Befragten wird angegeben, dass sie ihr Wissen weitergeben, z.B. in Form von Nachhilfeunterricht. Es wird also eher nur das gemacht, was sich im eigenen Lebensbereich befindet und in das bestehende Lebenskonzept integriert werden kann.

Wovon ist nun ehrenamtliches Engagement abhängig? In Anlehnung an Gubrium (1973) untersuchen wir drei Einflussfaktoren – soziodemografische Bedingungen und Ressourcen (Bildung, Gesundheit), individuelle Dispositionen (Aktivitätsniveau) und kontextuelle Aspekte (soziale Normen). In der bivariaten Betrachtung zeigen sich die erwarteten Zusammenhänge. Nach sozio-demographischen Merkmalen finden sich Unterschiede nach dem Alter und dem Geschlecht. Während wir in den

Daten zur Vereinstätigkeit einen höheren Männeranteil finden, finden wir im Freiwilligenengagement mehr Frauen. Im neuen Ehrenamt sind 36% der 60-75jährigen Frauen im Vergleich zu 28% der Männer aktiv. Die Unterschiede nach dem Alter sind nicht überraschend, sie werden durch die gesundheitliche Situation und Kohorteneffekte hervorgerufen. Weiters zeigt sich, dass es für eine Reihe von Vereinen gewissermaßen eine U-förmige Verteilung nach dem Alter gibt, d.h. unter den 65-69jährigen finden sich höhere Anteile von Aktiven als unter den 60-64jährigen bzw. den 70-75jährigen. Dies gilt in besonderer Weise für die Teilnahme an Seniorenvereinen und kirchlichen Gruppen.

Ein starker Zusammenhang besteht mit der formalen Bildung. Höher Gebildete haben in allen Altersstufen ein ähnlich hohes Aktivitätsniveau. In der Freiwilligenarbeit sind 42% der Hochschulabgänger/innen im Vergleich zu 21% der Pflichtschulabgänger/innen tätig. Bei weniger Gebildeten sind stärker Alterseffekte auffindbar, die zum Teil durch ungünstigere Gesundheitsbedingungen beeinflusst sind. In den Seniorenorganisationen/Seniorenklubs, die weitestgehend im Nahbereich der großen politischen Parteien entstanden sind, finden sich eher Personen aus unteren sozialen Schichten. Umgekehrt finden sich in Kultur-, Sport- und Hobbyvereinen eher Personen mit höheren Schulabschlüssen und höheren Einkommen. Keine Bildungseffekte sind bei den Teilnehmerinnen und Teilnehmern kirchlicher Gruppen, Parteien, geselliger Organisationen und caritativer Vereinigungen gegeben.

Soziale Normen wirken sich auf das Aktivitätsverhalten dahingehend aus, dass Personen, die die Einstellung teilen, ältere Menschen können etwas für die Gesellschaft leisten, ein deutlich höheres Engagement aufweisen. Personen, die von sich aus der Vorstellung von Disengagement im Alter folgen, sind weniger aktiv. Gemessen wurde diese Einstellung über die Frage: „Glauben Sie, dass ältere Menschen etwas für die Gesellschaft leisten können?“.

2. Motive der Freiwilligenarbeit

Wenn auch die Frage nach den Motiven in der Freiwilligenarbeit zwar oft gestellt wird, geht der Fragestellung und der Bewertung der ermittelten Daten doch selten ein nachvollziehbarer Theoriebezug voraus. Motivation wird meist als ein psychologisches Konstrukt behandelt, d.h. Engagement ist das Resultat *innerer Antriebskräfte*. Dabei wird die Motivation in einzelne Aspekte (Motive) zergliedert und der situative Kontext häufig vernachlässigt. Besser wäre es hier Motivation als ein Geflecht *subjektiver Prioritätensetzungen, biographischer Aspekte* und *situativer Gelegenheitsstrukturen* zu verstehen.

Vor diesem Hintergrund können zwei Motivgruppen unterschieden werden. D.s. traditionell *humanitäre* Einstellungen, die durch den Begriff der Verantwortung für andere gekennzeichnet sind, und *hedonistische* Einstellungen, die unmittelbar der eigenen Bedürfnisbefriedigung dienen. In einer deutschen Untersuchung (Bierhoff 1995) konnte herausgefunden werden, dass die humanitäre Einstellung eine ist, die jedweder Form der Freiwilligenarbeit gewissermaßen als Basismotiv unterliegt. Die hedonistische Einstellung ist deutlich abhängig von der jeweils gewählten Tätigkeit. Bei älteren Menschen lässt sich ein komplexes Zusammenspiel von altruistischer und hedonistischer Motivation beobachten. Wenn auch ältere Menschen im Alter etwas Sinnvolles tun wollen, was auch für andere einen Sinn hat, ist doch der situative Kontext eminent bedeutsam, d.h. die Freiheit des „Ruhestands“ ist ein hochgeschätztes Gut, sodass die Übernahme von Verpflichtungen genau abgewogen wird (Tews 1995).

Wie aus den Daten hervorgeht, dominiert das Bedürfnis, in Kontakt mit anderen Menschen zu kommen. Rund die Hälfte aller 60-75jährigen nennt als Grund für ehrenamtliche Tätigkeit Kontakt zu anderen Menschen. Danach folgt das Mitgefühl für die Schwachen und Bedürftigen sowie das Verantwortungsgefühl, wobei altruistische Motive eher bei Personen mit höheren Bildungsabschlüssen anzutreffen sind. Soziales Engagement beruht also primär auf einer humanitären Einstellung. Erst danach folgen Motive, die eher einer hedonistischen Einstellung zugeordnet werden können. Dazu gehört die „Sinnstiftung“. Rund ein Viertel

der Befragten ist ehrenamtlich tätig, „um dem Leben einen Sinn zu geben“. Das „Abenteuer“ bzw. etwas Neues sucht etwa ein Fünftel der Älteren. Und wer etwas Neues über ehrenamtliches Engagement zu entdecken versucht, verbindet damit eher eine sinnvolle Freizeitbetätigung.

Beim Erfahrungstransfer finden wir einen deutlichen Bildungseinfluss, d.h. unter Abgänger/innen höherer Schulen ist dieses Motiv doppelt so häufig anzutreffen wie unter Personen mit Pflichtschul- bzw. Fachschulabschluss. Mehr als ein Viertel der „Gebildeten“ wollen über ehrenamtliches Engagement Erfahrungen und Fertigkeiten weitergeben. Damit wird deutlich, dass Erfahrung nicht einfach Lebenserfahrung bedeutet, sondern sich auf erworbene Kompetenzen bezieht. Und die Erfahrungsweitergabe ist gekoppelt mit der Absicht, dem Leben einen Sinn zu geben. Die Erfahrungsweitergabe steht also nicht für sich, sondern ist gekoppelt mit dem Wunsch, etwas Sinnvolles zu tun.

Die Antworten auf die Frage, ob die ehrenamtliche Tätigkeit mit der Absicht verfolgt wird, „etwas dazu zu verdienen“, sind ebenfalls von der sozialen Lage der Befragten abhängig. Für Angehörige der Mittelschicht spielt der materielle Aspekt eine untergeordnete Rolle, sie sehen eine deutlichere Differenz zwischen Erwerbsarbeit und Ehrenamt. Interessant ist hier auch das Ergebnis der Faktorenanalyse, die zeigt, dass das Verdienstmotiv ein eigenständiges Motiv ist. Gemeint ist damit, dass wir zwischen Personengruppen unterscheiden können, die aus rein materiellem Interesse ehrenamtlich engagiert sind und solchen, die aus anderen (z.B. humanitären) Einstellungen heraus aktiv werden. Wer aus letzterer Einstellung heraus aktiv wird, braucht keine Gratifikation.

Welche Bedeutung haben nun die verschiedenen Beweggründe für soziales Engagement? Die Tabelle zeigt, dass zwischen einer humanitären Einstellung und dem sozialen Engagement ein Zusammenhang besteht.

Tabelle 1: Motivlage nach Handlungsfeld
(Korrelationskoeffizienten γ)

	„Altes“ Ehrenamt	„Neues“ Ehrenamt
Um Kontakt zu anderen Menschen zu haben	n.s.	n.s.
Aus Mitgefühl mit den Schwachen und Bedürftigen	.26	.30
Um dem Leben einen Sinn zu geben	n.s.	n.s.
Aus Verantwortungsgefühl gegenüber der Gesellschaft	.33	n.s.
Um Erfahrungen und Fertigkeiten weiterzugeben	.21	n.s.
Um etwas Neues zu machen	n.s.	n.s.
Um etwas dazu zu verdienen	-.32	-.25
Weil man nicht alle Aufgaben dem Staat überantworten kann	.26	.22
Weil ich sonst nicht weiß, was ich mit meiner freien Zeit anfangen soll	n.s.	-.30
Weil ich dadurch soziale Anerkennung bekomme	n.s.	.27

Weiters begründen die Motive „Erfahrungsweitergabe“ und eine sozialstaatskritische Haltung soziales Engagement. Alle anderen Motive haben keinen spezifischen Einfluss auf ehrenamtliche Tätigkeit. Ein besonderer Anreiz für Freiwilligenarbeit liegt in der sozialen Anerkennung. Verständlich wird dieser Zusammenhang, wenn man sich vor Augen hält, dass unter Freiwilligenarbeit primär die Hilfe im nachbarschaftlichen Netzwerk verstanden wird. Wichtiges Ergebnis ist allerdings, dass das am häufigsten genannte Motiv für ehrenamtliches Engagement, nämlich das Kontaktbedürfnis, keinen signifikanten Einfluss auf das tatsächliche Handeln hat. Dies deutet darauf hin, dass Geselligkeit zwar von vielen

ein Bedürfnis ist, welches über ehrenamtliche Tätigkeit befriedigt wird, aber es reicht für das Engagement nicht aus.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass es erstens mehrere Motive für soziales Engagement gibt, die nicht miteinander verknüpft sind, zweitens zwischen basalen, d.h. aktivitätsunspezifischen und handlungsfeldbezogenen Motiven zu unterscheiden ist, drittens kompetenzgeleitete Motive mit höherer Bildung einhergehen und viertens das ehrenamtliche Engagement einen Handlungsbereich darstellt, der wohl jenseits von Erwerbsarbeit und Freizeit angesiedelt ist, jedoch je nach Tätigkeit stärker in den einen oder anderen Bereich hineinragt. Schließlich kann aus der Datenanalyse abgeleitet werden, dass ehrenamtliches Engagement über Aktivismus hinausgeht. In diesem Bereich wird in besonderer Weise nach Handlungsmöglichkeiten gesucht, die in ihrem Bezug auf andere, auf die Gemeinschaft die Selbstwertschätzung (self efficacy) erhöhen und sinnstiftend wirken.

3. Wirkungen ehrenamtlichen Engagements

Eine der zentralen Thesen der gerontologischen Literatur lautet, dass soziales Engagement das subjektive Wohlbefinden erhöht. Nachgewiesen werden kann für ältere Menschen, die sich ehrenamtlich engagieren, dass sie eine höhere Lebenszufriedenheit aufweisen, eine höhere Selbstwertschätzung, Gefühle des Gebrauchtwerdens und ein positives Gesundheitsempfinden (Willigen 2000, Musick 1999). Das zentrale methodologische Problem besteht allerdings darin, die Richtung der Wirkung der genannten Variablen zu bestimmen. Führt also tatsächlich das ehrenamtliche Engagement zu einer Erhöhung des subjektiven Wohlbefindens oder ist letzteres die Voraussetzung dafür, dass ehrenamtliche Engagement gegeben ist? Eine gewisse Kontrolle ist hier möglich, indem der Gesundheitsstatus und die sozio-ökonomischen Bedingungen konstant gehalten werden.

Bei der multivariaten Regressionsanalyse zeigt sich ein Zusammenhang zwischen Lebenszufriedenheit und der Teilnahme an Weiterbildung. Bei der schrittweisen Hinzunahme der anderen Determinanten (soziodemographische Merkmale, soziale Kontakte, Aktivitätsniveau)

bleibt dieser Zusammenhang erhalten. Alle Variablen haben einen statistisch signifikanten Einfluss. Das Alter verliert den statistisch signifikanten Einfluss sobald die Kontakthäufigkeit als erklärende Variable hinzugenommen wird.

Literatur

- Backes, G. M. (2000): Ehrenamtliches Engagement. In: Wahl, H.-W.; Tesch-Römer, C. (Hrsg.): *Angewandte Gerontologie in Schlüsselbegriffen*. Stuttgart: Kohlhammer, S. 195-202.
- Bierhoff, H. W., T. Burkart, et al. (1995). Einstellungen und Motive ehrenamtlicher Helfer. *Gruppendynamik*, 1: 373-386.
- Gubrium, J. F. (1973). *The myth of the golden years: A socio-environmental theory of aging*. Springfield, IL., Charles C. Thomas.
- Musick, M. A.; Herzog, R.; House, J. S. (1999): Volunteering and Mortality Among Older Adults: Findings From a National Sample. In: *Journal of Gerontology* 54B, Nr. 3, S. S173-S180.
- Tews, H.P. (1995): Ältere Menschen und bürgerschaftliches Engagement. In: Hummel, Konrad (Hrsg.): *Bürgerengagement. Seniorengenossenschaften, Bürgerbüros und Gemeinschaftsinitiativen*. Freiburg i.B.: Lambertus, S. 80-128.
- Willigen, M. v. (2000): Differential Benefits of Volunteering Across the Life Course. In: *Journal of Gerontology* 55B, Nr. 5, S. S308-S318

Übersituative Handlungslogiken und Lebenslagenkonzept

Kirsten Aner

Dem Sozialforscher reicht es nicht zu schauen und zu beschreiben. Er will analysieren und bedient sich dazu diverser Konzepte, die er je nach Erkenntnisinteresse auswählt. Bedient er sich des Konzepts der Lebenslage, geht er einen besonders beschwerlichen Weg. Denn dann sucht er ausgehend von sozialen Ungleichheiten auch nach Gemeinsamkeiten, die er auch in objektiven und subjektiven Faktoren auffinden will. Makro-, Meso- und Mikroebene will er mit Hilfe des Konzepts ebenso verbinden wie Struktur- und Handlungsebene. Die Dynamik von Lebenslagen möchte er gleichermaßen in Betracht ziehen wie die Verwendungstauglichkeit des Konzepts in der sozialpolitischen Praxis. Die Anschlussfähigkeit seines konzeptionellen Vorgehens an eine Theorie der Sozialen Arbeit ist ihm möglicherweise ebenso wichtig wie Anwendungsmöglichkeiten in der Sozialen Arbeit. Kurz: Er stellt sich einem komplexen Anspruch, der zu erheblichen Schwierigkeiten bei der empirischen Einlösung führt. Um diesem Dilemma zu entkommen, kann er das Konzept der Lebenslagen als Rahmenkonzept betrachten, welches die Integration weiterer Theorieansätze ermöglicht und bei seiner Operationalisierung, Anwendung und Weiterentwicklung auf ergänzende Konstrukte angewiesen ist.

Die Suche nach für diesen Zweck tauglichen Theorien und Konstrukten kann sich heute auf die Fortschritte der deutschen Sozialforschung in den letzten Jahrzehnten stützen. Der theoretische und methodische Diskurs in der Sozialforschung am Ende des 20. Jahrhunderts knüpfte an die soziologische Tradition der Chicagoer Schule an, die davon ausging, dass „erst die Verschränkung individueller, von der Gesellschaft mit geprägter Bewusstseinsprozesse mit gruppenspezifischen, auf das Individuum wirkenden sozialen Tatsachen ... die treffende Perspektive (ergibt)“ (Paul 1987, S. 27). Mit dieser Intention wurde insbesondere in den

1990er Jahren die Integration quantitativer und qualitativer Verfahren vorangetrieben.

Diese Entwicklung ist es, von der das Lebenslagen-Konzept in besonderer Weise profitieren kann. Schließlich besteht eine besondere Herausforderung bei der Operationalisierung des Konzepts in der Erfassung der Interdependenzen zwischen subjektiven Handlungsspielräumen und vollzogenen Handlungen bei verschiedenen objektiven Lebenslagen. „Diese sind nicht makrosoziologisch mit ‚subjektiven‘ Maßen von Zufriedenheit – wie sie z.B. im ‚System sozialer Indikatoren‘ praktiziert werden – zu ermitteln. Statt dessen ist eine Analyse der Mikrosphäre auf der Basis von Deutungs- und Verarbeitungsmustern erforderlich, um Möglichkeiten vollzogenen oder verhinderten Handelns in Bezug zu ‚objektivierbaren‘ Handlungsspielräumen setzen zu können.“ (Clemens 1994, S. 145). Als ein Beispiel neuer methodischer Entwicklungen soll hier das Konstrukt der „übersituativen Handlungslogiken“ vorgestellt werden. Es wurde im Rahmen eines Forschungsprojekts entwickelt und angewendet, welches die Statuspassage junger Menschen *in* die Erwerbstätigkeit und deren Berufsbiografien thematisierte (Witzel, Kühn 2000).

Wie lassen sich „übersituative Handlungslogiken“ definieren? Übersituative Handlungslogiken können als Vermittlungsinstanz zwischen objektiven und subjektiven Dimensionen der Lebenslage gesehen werden. Bei der Erfassung werden die formalen Handlungsbedingungen in einem ausgewählten Handlungskontext ebenso berücksichtigt wie die individuellen Deutungen der Handlungsbedingungen und der Umgang mit ihnen. Wie dazu quantitative und qualitative Forschungsmethoden miteinander kombiniert werden, kann anhand einer potentiellen Forschungsfragestellung erläutert werden. Es könnte z.B. von Interesse sein zu erfahren, wie sich die spezifische Arbeitswelt der Beschäftigten eines Automobilkonzerns auf das nachberufliche Leben auswirkt. Entsprechend dieser Forschungsfragestellung würden Erwerbsleben und Ruhestand als Handlungskontext definiert. Anhand dieser Festlegung würde die Auswahl der quantitativ zu erhebenden Daten konkretisiert, welche die objektiven Bedingungen der Lebenslage kennzeichnen. Für die Er-

fassung der strukturellen Bedingungen im Forschungsfeld bieten sich Daten aus der Sozialberichterstattung an, die regional spezifiziert werden sollten. So könnten u.a. auf der Makroebene Arbeitszeit- und Ruhestandsregelungen und auf der Mesoebene tarifvertragliche Regelungen im Unternehmen erfasst werden. Ein Vergleich der regional- und gruppenspezifischen Rahmenbedingungen mit Durchschnittswerten der entsprechenden Aspekte der Lebenslage, z.B. im Bundesgebiet oder anderen Tarifbereichen, verdeutlicht die Relativität der Daten und ist nützlich für die Diskussion der empirisch ermittelten Wahrnehmungen und Deutungen. Auf der Mikroebene können quantitativ soziodemografische Daten und individuelle außerberufliche Vergesellschaftungsmodi, wie z.B. Vereinsmitgliedschaften, erfasst werden. Subjektive Phänomene der Makro- und Mesoebene, wie z.B. gesellschaftlich konstruierte Bilder von Arbeit und von Alter, Unternehmenskultur und das Altersbild im Unternehmen und in der Kommune, würden in der Untersuchung eine wichtige Rolle spielen. Das Hauptaugenmerk läge jedoch auf individuellen, tatsächlichen Handlungen. Der Unterschied dieses Konstrukts zur quantitativen Strategie einer Korrelation von formalen Verlaufsmustern und Einstellungsfragen besteht in der Einbeziehung des Handlungssinns in die Erfassung jeder einzelnen Handlung. Damit versucht das forschungsmethodische Konstrukt der Lösung eines altbekannten sozialwissenschaftlichen Problems - der Untrennbarkeit von Handlung und Handlungssinn - ein wenig näher zu kommen und zwar aus der Perspektive der Handelnden.

Als Hilfsmittel dient ein axiales Kodierschema, mit dessen Hilfe problemzentrierte Interviews strukturiert werden. Nach diesem Schema werden bei der Kodierung der Interviews zunächst Ereignisse als „Realisierungen“ erfasst. Anschließend werden die auf diese Handlungen gerichteten Interessen und Ziele als „Aspirationen“ gekennzeichnet. Dem Interviewmaterial werden zudem die „Bilanzierungen“ entnommen, welche die Akteure den Handlungsergebnissen zuordnen. Daraus ergibt sich für jedes Ereignis eine Situationslogik. Diese Situationslogiken werden für jeden Fall daraufhin überprüft, ob sich individuelle übersituative Ablauflogiken finden. Die Chance, solche Logiken und deren even-

tuelle Veränderungen aufzudecken, steigt durch wiederholte Interviews zu ausgewählten Zeitpunkten. In einem abschließenden Fallvergleich wird versucht, Gemeinsamkeiten in den Ablauflogiken verschiedener Interviewpartner zu finden. Indem kollektive Handlungslogiken beschrieben werden, wird die individuelle Ebene verlassen.

Das Konstrukt ergänzt das Konzept der Lebenslage in geeigneter Weise:

- Das Lebenslagenkonzept und das forschungsmethodische Konstrukt der übersituativen Handlungslogiken fordern, bei der Erklärung der Mikroebene die Strukturen auf der Meso- und Makroebene zu beachten.
- Sowohl das Konzept als auch das Konstrukt unterscheiden auf allen drei Ebenen der Gesellschaft zwischen subjektiven und objektiven Phänomenen bzw. Daten.
- Wie auch das Lebenslagenkonzept fordert das methodische Konstrukt den Rückgriff auf Handlungen, deren Kontexte, Bedingungen und Resultate. Es überschreitet die individuelle Ebene, indem es eine Typisierung durch Fallvergleiche vornimmt.

Das Konstrukt stellt einen Zusammenhang zwischen dem Lebensverlauf, dem Verhalten und den Lebenslagen im höheren Alter her. Und es geht noch darüber hinaus: „Mit dem analytischen Rückgriff auf Handlungen (und nicht nur auf Identitäten, Wünsche, Orientierungsmuster oder Lebensentwürfe) und damit auf beobachtbare Resultate soll der Anschluss an die Strukturphänomene auf der Makroebene gewährleistet werden“ (Zinn 2001, Abs. 46). Die Suche nach situationsübergreifenden Handlungslogiken in qualitativ erhobenem Datenmaterial eignet sich damit als der Operationalisierungsschritt für das Lebenslagekonzept, den Amann als Erforschung der „Interpretations- und Verarbeitungsformen dieser äußeren Bedingungen durch den Menschen“ (Amann 1983, S. 155) bezeichnet.

Das Konstrukt bietet den großen Vorteil, dass die Erfassung der beobachtbaren Handlungsergebnisse beim Beobachter eine Sichtweise fördert, welche die Untersuchungsteilnehmer als Handelnde im Wortsinn wahrnimmt. Damit wird die Interpretation und Transformation von

Strukturen durch das Individuum angemessen gewürdigt. Den Untersuchungsteilnehmern wird die Definitionsmacht über den Sinn ihrer Handlungen zugestanden, der als untrennbar vom Handlungsergebnis angesehen wird. Ihre Aspirationen und Bilanzierungen zählen, nicht nur das Handlungsergebnis. Damit werden die Teilnehmer der Studien als Experten ihrer eigenen Lebenslage anerkannt. Das forschungsmethodische Vorgehen ist mit der Einschränkung verbunden, dass auch die übersituativen intra- und interindividuellen Handlungslogiken, die der Forscher aus dem Material entwickelt, als „beobachterabhängige Konstruktionen“ (Zinn 2001, Abs. 46) bezeichnet werden müssen. Die Verwendung des Begriffes „beobachterabhängige Konstruktion“ folgt einem Empirieverständnis, welches von einer prinzipiellen Unbestimmtheit menschlichen Handelns ausgeht. Diese ist nicht nur in der Komplexität der Kontexte, Bedingungen und Persönlichkeiten, sondern zugleich in der Reflexionsfähigkeit des Menschen begründet. „Da sich also im Bereich menschlichen Handelns weder notwendige noch wahrscheinlichkeitstheoretische Schlüsse ziehen lassen, stellen 'Theorien' innerhalb dieses Verständnisses situations-, aufgaben- und gegenstandsbezogene idealtypische Abstraktionen von speziellen Mustersituationen dar“ (Seiler 1987, S. 52f.). Trotz dieser Einschränkung bietet eine reflektierte Typisierung anhand interindividueller übersituativer Handlungslogiken eine forschungsmethodisch sinnvolle Annäherung an die Muster menschlichen Handelns. Insbesondere dann, wenn bei der Analyse gruppenspezifisch vorgegangen wird, und die Herstellungszusammenhänge von Handlungen thematisch gefasst werden, erscheint das Konstrukt zielgenauer als die Beschreibung von Lebensstilen. Insofern bietet das Konstrukt gute Voraussetzungen für anwendungsorientierte Forschungsvorhaben, die Analysen mit Möglichkeiten der Problembearbeitung verbinden wollen. Dies ist ein weiteres Argument für die Verwendung dieser Forschungsmethodik im Sinne der geforderten Weiterentwicklung des Lebenslagen-Konzeptes zu einer soziologischen Theorie der Sozialarbeit, die gesellschaftliche Ursachen mit individuellem Handeln verbindet (vgl. Amann 1983 und Clemens 1994).

Übersituative Handlungslogiken als Ergänzung gerontologischer Forschung

Fragt man nach dem Ertrag für die Gerontologie, kann man zunächst davon ausgehen, dass sich ein Konstrukt, welches explizit die Rückbindung an die Strukturen fordert, in denen Handlungen generiert werden, generell zur Beschreibung des Alterns als sozialer Prozess eignet. Es berücksichtigt durch diese Rückkopplung, dass der Prozess des Alterns als Interaktion von Person und Umwelt zu betrachten ist. Zudem bieten Forschungsfragestellungen zu gerontologischen Themen dem Konstrukt wegen der langen Lebensspannen der Untersuchten den Rückgriff auf eine Fülle von Handlungskontexten und -zeitpunkten.

Die Chancen dieses empirischen Vorgehens lassen sich aber auch spezifizieren, z.B. für diejenigen Kohorten, mit denen sich die Gerontologie aktuell auseinandersetzt: Die Lebenszeit der aktuell untersuchten Kohorten wurde von beschleunigten Individualisierungsprozessen beeinflusst. „Die Normalbiografie wurde damit zur ‚Wahlbiografie‘, zur ‚reflexiven Biografie‘, zur ‚Bastelbiografie‘“ (Beck, Beck-Gernsheim 1994, S. 13). Schon die Verschiedenheit dieser Bezeichnungen deutet an, dass durchaus nicht klar ist, mit welchen neuen Lebensformen und Verhaltensmustern die Menschen auf die Freisetzung reagieren. Diese Frage stellt sich in besonderer Weise für diejenigen Kohorten, in deren Kindheit und Jugend diese Auflösungstendenzen noch nicht sichtbar waren, deren junges Erwachsenenalter noch von vergleichsweise fest gefügten sozialen Strukturen geprägt war, deren Lebenslage im höheren Alter aber bereits wesentlich als Resultat individueller Entscheidungen während des Erwerbslebens erscheint. Für die Kohorten des „Übergangs“ ist pauschal kaum bestimmbar, wann die Optionen und Restriktionen individualisierter Biografiegestaltung zum auch subjektiv wahrgenommenen Bestandteil ihrer Lebenslage wurden. Benötigt wird deshalb ein Konstrukt, welches nicht die Gültigkeit der Individualisierungsthese voraussetzt. Die übersituativen Handlungslogiken erfassen unabhängig von dieser These, wie Individuen in gesellschaftlichen Wandlungsprozessen agieren,

- weil die reflektierte Auswahl und Definition von Handlungskontexten die Komplexität des Zusammenwirkens gesellschaftlichen Wandels und individueller Handlungen im Forschungsprojekt reduziert,
- weil ein Vergleich von Handlungsweisen zu unterschiedlichen Zeitpunkten vorgenommen wird und dadurch sowohl sich wandelnde als auch stabile Deutungsmuster aufzuspüren sind,
- und weil die Forschungsmethodik eine Verbindung zwischen Sozialstruktur und menschlichem Handeln aus der Perspektive der Akteure herstellt.

In der Folge ermöglichen die Handlungslogiken herauszufinden, ob es sich z.B. bei den Phänomenen „Neue Alte“, „Neues Ehrenamt“ um eine Fremd- oder Selbstetikettierung handelt. Oder gibt es wirklich „Neue Alte“ und „Neue Ehrenamtliche“, die sich durch bisher nie da gewesene „Umgangsweisen mit Strukturserfahrungen“ (Zinn 2001, Abs. 50) auszeichnen? Eine erste Annäherung an die Antwort ist möglicherweise bereits durch die Analyse von biografischen Handlungslogiken innerhalb der o.g. Kohorte zu erwarten. Abschließend beantworten lassen sich diese Fragestellungen erst durch einen Kohortenvergleich.

Mit Hilfe der Methodenkombination können die umfangreichen Forschungsergebnisse zum Erleben des Übergangs in die nachberufliche Lebensphase ergänzt werden. Zum einen repräsentieren die derzeitigen Ruheständler eine spezifische soziale Einheit, deren vorherrschende Deutungsmuster bisher ebenso wenig hinreichend untersucht sein können wie deren Auswirkungen auf die Gestaltung des Ruhestandes. Sie gehören zu den ersten, bei denen eine bereits länger andauernde biografische Orientierung auf einen frühzeitigen Ruhestand zu erwarten ist. Die Konstruktion von Handlungslogiken ist ein hypothesengenerierendes Verfahren, welches die in derartigen Kontexten notwendige Offenheit des Forschungsprozesses gewährleistet. Zum anderen stand bisher das subjektive Wohlbefinden bei der Bewältigung der Statuspassage im Mittelpunkt des Forschungsinteresses. Eine vorrangig variablenorientierte Forschung lieferte ein komplexes Bild sozioökonomischer Determinanten und bestimmender Persönlichkeitsmerkmale, die durch die Identifi-

kation und Typisierung von übersituativen Handlungslogiken noch besser integriert werden könnten.

Die Erforschung übersituativer Handlungslogiken in Verbindung mit der Lebenslage kann auch die Forschung zum freiwilligen Engagement älterer Menschen bereichern. Schließlich beinhaltet das Interesse an der Herstellung von Engagement zugleich die Frage danach, wie sich eine langfristige Orientierung auf eine „gesellschaftlich organisierte Freistellung von Erwerbsarbeit“ (Clemens 1999, S. 486) auf die Motivation auswirkt, sich nach dem Erwerbsleben für andere zu engagieren. Gerade diese Fragestellung kann interessengeleitete Antworten provozieren. Etwa in dem Sinne, „dass mit der Proklamierung eines neuen Alters auch neue Normen einhergehen, wonach leistungsfähige Alte ihr Erfahrungswissen weitergeben und nützlich sein müssen“ (Karl 1993, S. 269). Lebenslaufbezogene qualitative Forschung, welche die Perspektive der Akteure berücksichtigt, ist weniger als variablenorientierte Forschung gefährdet, derartige Normierungen zu bedienen. Das Konstrukt der Handlungslogiken beugt zudem durch die Einbeziehung der Handlungsbedingungen und -resultate der Gefahr einer „Ideologieanfälligkeit der lebensgeschichtlichen Perspektive bei der Vernachlässigung sozialstruktureller Dimensionen in den theoretischen Ansätzen“ (Voges 1983, S. 10) vor.

Trotz aller Vorzüge der vorgestellten Forschungsmethodik stellt der Versuch einer Integration dieses forschungsmethodischen Konstrukts „Übersituative Handlungslogiken“ in das Lebenslagekonzept eine besondere empirische Herausforderung dar. Schließlich gilt es, die Handlungslogiken aus der Akteursperspektive zu identifizieren, sie aus der Beobachterperspektive zu typisieren und dabei ihre Verallgemeinerbarkeit sowie ihre Verbindungen zu den gesellschaftlichen Strukturen im Auge zu behalten.

Literatur

- Amann, A. (1983): *Lebenslage und Sozialarbeit. Elemente zu einer Soziologie von Hilfe und Kontrolle*, Berlin
- Beck, U.; Beck-Gernsheim, E. (1994): *Risikante Freiheiten*, Frankfurt
- Clemens, W. (1994): „Lebenslage als Konzept sozialer Ungleichheit – Zur Thematisierung sozialer Differenzierung in Soziologie, Sozialpolitik und Sozialarbeit, in: *Zeitschrift für Sozialreform* 3/ 40.Jg., S. 141-165
- Clemens, W. (1999): *Lebensverlauf und Alternsperspektiven – Sozialstaatliche Prägung der Altersphase im Umbruch?*, in: *Zeitschrift für Sozialreform*, 45. Jg., Heft 6, S. 485-505
- Karl, F. (1993): *Strukturwandel des Alters und Handlungspotentiale*, in: Naegele, G.; Tews, H.P. (Hrsg.): *Lebenslagen im Strukturwandel des Alters*, Opladen, S. 259-272
- Paul, S. (1987): *Die Entwicklung der biografischen Methode in der Soziologie*, in: Jüttemann, G.; Thomae, H. (Hrsg.): *Biografie und Psychologie*, Heidelberg, S. 26-35
- Seiler, B. (1987): *Engagiertes Plädoyer für ein erweitertes Empirieverständnis in der Psychologie*, in: Jüttemann, G.; Thomae, H. (Hrsg.): *Biografie und Psychologie*, Heidelberg, S. 51-63
- Voges, W. (1983): *Alter und Lebenslauf. Ein systematischer Überblick über Grundpositionen und Perspektiven*, in: Voges, W. (Hrsg.): *Alter und Lebenslauf*, München, S. 7-33
- Witzel, A.; Kühn, T. (2000): *Orientierungs- und Handlungsmuster beim Übergang in das Erwerbsleben*, in: Heinz, W. R. (Hrsg.): *Übergänge: Individualisierung, Flexibilisierung und Institutionalisierung des Lebenslaufs*, 3. Beiheft der *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie (ZSE)*, Weinheim, S. 9-29
- Zinn, J. (2001, November). *Konzeptionelle Überlegungen und eine empirische Strategie zur Erforschung von Individualisierungsprozesse (156 Absätze)*. *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum Qualitative Social Research (On-line Journal)*, 3(1). Verfügbar über <http://www.qualitative-research.net/fqs.htm>

Kasseler Gerontologische Schriften

Band 1: Garms-Homolová, V., Hoffmann, A., Schmitz-Scherzer, R. und Tokarski, W. (Hrsg.): Professionalisierung und Laiisierung in der sozialen und gesundheitlichen Versorgung alter Menschen. Vorträge der Tagung der Sektion III in der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie in Kassel 1984. 1985 (vergriffen)

Band 2: Tokarski, W. und Schmitz-Scherzer, R. (Hrsg.): Situationen - Konzepte - Perspektiven: Aktuelle Beiträge zur Gerontologie. 1987 (vergriffen)

Band 3: Bergmann, S., Naegele, G. und Tokarski, W. (Hrsg.): Early Retirement. Variations and Approaches. 1988

Band 4: Klausning, G.: Demenz. 1988 (vergriffen)

Band 5: Braun, H., Karl, F. und Veelken, L. (Hrsg.): Qualitätssicherung, Beratung, soziale Rehabilitation in der Altenarbeit. Vorträge der Tagung der Sektion IV der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie in München 1987. 1988 (vergriffen)

Band 6: Karl, F. und Tokarski, W. (Hrsg.): Die "neuen" Alten. Beiträge der 17. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Gerontologie in Kassel 1988. 1989 (vergriffen)

Band 7: Tokarski, W.: Zur Situation von Lehre und Studium der Gerontologie in der Bundesrepublik. 1989 (vergriffen)

Band 8: Karl, F.: Alte Menschen im Stadtteil. 1989 (vergriffen)

Band 9: Gitschmann, P. und Breitenstein, F.: Kommunale Altenhilfepolitik und Organisationsentwicklung im Heim. 1990

Band 10: Tokarski, W.: Freizeit- und Lebensstile älterer Menschen. 1989 (vergriffen)

Band 11: Bracker, M. und Meiswinkel, P.: Quantitative und qualitative Methoden der Sozialforschung in der sozialen Gerontologie - unter besonderer Berücksichtigung des Aspektes Hilfsbedürftiger im Alter. 1991 (vergriffen)

- Band 12:** Backes, G., unter Mitarbeit von Neumann, E.-M.: Ältere und alte Frauen in Berlin (West) - geschlechtsspezifische Alter(n)sproblematik in der Großstadt. 1991
- Band 13:** Braun, H.: Bestimmungsgrößen für den Pflegeplatzbedarf älterer Menschen. Qualitative und quantitative Aspekte. 1992
- Band 14:** Radebold, H. (Hrsg.): Psychoanalyse und Altern. 1992
- Band 15:** Karl, F. und Schmitz-Scherzer, R. (Hrsg.): Soziale Gerontologie - Wissenschaft und Praxis. 1994 (vergriffen)
- Band 16:** Fliedner, G.: Altwerden in Unfreiheit. 1994
- Band 17:** Jansen, B. und Friedrich, I. (Hrsg.): Soziale Gerontologie - ein Herstellungsprozeß. 1997
- Band 18:** Friedrich, I. und Schmitz-Scherzer, R.: Gerontologie in der spanischen Welt. 1997
- Band 19:** Klein, U.: Netzwerkarbeit und ambulante Rehabilitation. Das Berliner Modell der Koordinierungsstellen. 1996 (vergriffen)
- Band 20:** Karl, F.: Performanz im Kontext. Plurales und polares Alter im Quer- und Längsschnitt. 1996 (vergriffen)
- Band 21:** Sperling, H. und Wiese, M.: Gerontopsychiatrische Weiterbildung. 1997 (vergriffen)
- Band 22:** Jansen, B. und Karl, F.(Hrsg.): Lebensweltorientierung oder Marktdiktat. Zur Zukunft Sozialer Arbeit (mit Älteren). 1997
- Band 23:** Ostermann, K. (Hrsg.): Ambulante und mobile Rehabilitation. Tagung anlässlich des Ruhestandes von Herrn Prof. Dr. H. Radebold am 3. und 4. Dezember 1997 in Kassel. 1999 (vergriffen)
- Band 24:** Franke, L.: Psychosoziale Beratung für Angehörige Demenzkranker. Erste Konturen der unterschiedlichen Nutzerprofile von Ehegatten und Kindern. 2000
- Band 25:** Scheffler, I.: Alter und Altern im Märchen. 2000 (vergriffen)

Band 26: Ostermann, K., Kretschmann, R. und Sprung-Ostermann, B.: Therapie und Rehabilitation in der Geriatrie - Geriatrische Rehabilitation und Altenhilfe. 2000 (vergriffen)

Band 27: Weißleder, B.: Gewinnung von Zeitspenden im Fundraising. 2001

Band 28: Karl, F. und Aner, K. (Hrsg.): Die „neuen Alten“ – revisited. Kaffeefahrten – Freiwilliges Engagement – neue Alterskultur – Intergerenerative Projekte. 2002

Band 29: Schilling, Anja: Ältere Menschen im Krankenhaus. Sozialarbeiterische Beratung vor dem Hintergrund neuer Entwicklungen im Gesundheitswesen. 2003

Band 30: Karl, F. und Zank, S. (Hrsg.): Zum Profil der Gerontologie. Beiträge aus Tagungen der Gesellschaft für sozial- und verhaltenswissenschaftliche Gerontologie in der DGGG. 2002; 2. Aufl. 2004.

Band 31: Friedrich, I.: Die Darstellung älterer Menschen in der Fibel. 2004

Band 32: Meyer, M. und Karl, F. (Hrsg.): Internationale Gerontologie. 2003

Band 60: Friedrich, I., Jansen, B. und Karl, F. (Hrsg.): Theoria cum Praxi. Reinhard Schmitz-Scherzer zum 60. Geburtstag. 1998

Bestelladresse

Verein zur Förderung der angewandten Gerontologie (VFG) e.V.

Postfach 10 33 62

34033 Kassel

FAX 0561/804-7930

Tel. 0561/804-2930

E-mail friedrich@sozialwesen.uni-kassel.de